

Jackie Hill Perry

Gay Girl, Good God

Eine Lesbe findet das wahre Leben



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Wenn nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der überarbeiteten Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen. Hervorhebungen in den Bibelzitationen sind in der Regel hinzugefügt worden.

1. Auflage 2022

© der amerikanischen Ausgabe 2018 by Jackie Hill Perry
Published by B&H Publishing Group, Nashville, Tennessee, USA.
All rights reserved.

© der deutschen Ausgabe 2022 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Übersetzung: Martin Plohmann, Bielefeld
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: ARKA, Cieszyn, Polen

Artikel-Nr. 256784
ISBN 978-3-86699-784-4

*Dieses Buch ist geschrieben worden,
um Gott zu ehren.*

Es ist folgenden Personen gewidmet:

*Preston
Eden
Mutter
Santoria
Brian
Melody*

Inhalt

Dank	8
Vorwort	9
Einleitung	13
Teil 1 – Die Person, die ich einst war	
Kapitel 1	
2006	18
Kapitel 2	
4000 v. Chr. – 1995 n. Chr.	21
Kapitel 3	
1988	30
Kapitel 4	
1989 – 2007	34
Kapitel 5	
2006	42
Kapitel 6	
2007	49
Kapitel 7	
2007	56
Kapitel 8	
2008	66

Teil 2 – Die Person, zu der ich wurde

Kapitel 9	
2008	76
Kapitel 10	
2008	86
Kapitel 11	
2008 – 2014	100
Kapitel 12	
2009 – 2014	108
Kapitel 13	
2013 – 2014	125
Kapitel 14	130

Teil 3 – Gleichgeschlechtliche Anziehung *und* ...

Kapitel 15	
Gleichgeschlechtliche Anziehung und Identität	138
Kapitel 16	
Gleichgeschlechtliche Anziehung und Durchhaltevermögen	153
Kapitel 17	
Gleichgeschlechtliche Anziehung und das »heterosexuelle Evangelium«	159
Nachwort	173
Abkürzungen	176

Dank

Ich danke dir Preston, dass du mich unterstützt hast. Danke Nancy, dass du mir Mut gemacht hast. Danke, Robert, Austin, Devin und B & H, für die Wegweisung, die ihr mir gegeben habt. Bei allen meinen Freunden (ich wisst schon, wen ich meine) bedanke ich mich für die vielen Gebete.

Vorwort

Der Hintergrund von Jackie Hill Perry und mir könnte kaum unterschiedlicher sein.

Sie ist ein Millennial¹, ich gehöre der Generation der Babyboomer an. Sie ist schwarz, und ich bin weiß. Sie wurde von einer alleinerziehenden Mutter großgezogen und von einem abwesenden Vater ignoriert, der nicht wusste, wie er sie lieben sollte. Ich bin bei glücklich verheirateten, fürsorglichen Eltern aufgewachsen, die einander und ihre Kinder liebten. Jackie ist sechzehn Jahre jünger als ihr Bruder und hat keine weiteren Geschwister, während ich sechs jüngere Brüder und Schwestern habe.

Jackie ist eine Hip-Hop-Künstlerin. Ich habe mein Examen im Fach Klavier abgelegt. Außerdem habe ich absolut kein Rhythmusgefühl und werde von Musik angezogen, die vor 1910 geschrieben wurde. Sie ist eine Dichterin, die mit Worten umgeht – und das mit erstaunlicher Geschicklichkeit –, um auf der Leinwand des Herzens Bilder zu malen, die sowohl provokant als auch anschaulich sind. Mein Sprach- und Schreibstil neigt zu aufeinanderfolgenden Punkten, fein säuberlich angeordnet und umrissen.

Jackie hatte ihre erste homosexuelle Erfahrung an der Highschool. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich das Wort *homosexuell* gehört habe oder von jemandem wusste, der sich dazu bekannte, bevor ich die Highschool verließ. Sie begegnete Jesus erst im späten Teenageralter; meine erste bewusste Erinnerung ist, dass ich Christus mit vier Jahren bat, mich zu erretten.

1 A.d.H.: Demografische Bezeichnung für die Generation von Kindern, die im Zeitraum von den frühen 1980er-Jahren bis zu den späten 1990er-Jahren geboren worden sind.

Durch Jackie hat sich unter anderem auch mein Wortschatz erweitert. Ich erinnere mich beispielsweise noch an den Tag, an dem wir – sie und ich – chatteten und uns über einen Dienst austauschten, dem sie sich zu diesem Zeitpunkt widmete. Sie sagte mir, dass es »ein ziemlicher Dope-Dienst« gewesen sei. Worauf ich erwiderte: »Dope??« Mir war dieser Begriff in diesem Zusammenhang unbekannt. Deshalb erklärte sie mir freundlich, dass »Dope« ein Slang-Ausdruck für ›cool‹ oder ›großartig‹ ist«. (»Hat mich verwirrt«, meinte ich. »Freue mich, dass du kein Dope nimmst!«) Wir mussten beide herzlich lachen.

Ja, uns verbindet eine seltsame Freundschaft. Doch so verschieden wir in vielerlei Hinsicht sind – was uns in unserem Leben und unseren Herzen miteinander verbindet, ist das gemeinsame Gespür dafür, dass wir einen Erlöser und die überreiche Gnade brauchen, die wir beide von Christus empfangen haben. Darüber hinaus lieben wir beide das Wort Gottes; wir schätzen nicht nur die Wahrheit und Notwendigkeit der gesunden Lehre, sondern sind uns auch bewusst, wie wertvoll und gut sie ist, und halten an ihr fest. Bei Jackie kommen noch ihr tief gehendes Unterscheidungsvermögen, ihre Weisheit und die Art und Weise hinzu, wie Gott ihre mutige, klare Stimme benutzt. All das hat mich dazu veranlasst, sie (und ihren Ehemann Preston) von ganzem Herzen zu ermutigen.

Gott hat es so gefügt, dass zwei meiner Bücher, *Lügen die wir Frauen glauben – ... und die Wahrheit, die uns frei macht* sowie *Neu belebt von Ihm* (gemeinsam mit Tim Grissom verfasst), eine wichtige Rolle in Jackies Nachfolge als junge Gläubige spielten. In jüngster Zeit habe ich in meiner eigenen Nachfolge aus ihren publizistischen Arbeiten, ihrem Vortragsdienst und ihren Social-Media-Aktivitäten großen Nutzen gezogen. Sie haben meine Liebe zu Christus und meine Wertschätzung für das vertieft, was das Evangelium in jedem Bereich und Detail unseres Lebens bewirkt. Des-

halb fühlte ich mich geehrt, als Jackie mich fragte, ob ich das Vorwort für ihr erstes Buch schreiben würde.

Als ich ihr Manuskript las, unterbrach ich wiederholt meinen wunderbaren Ehemann, der neben mir an seinem Laptop arbeitete, um ihm Sätze und Abschnitte vorzulesen, die mich faszinierten. »Sie sieht die Dinge, die andere nicht erkennen«, sagte Robert. Er hatte recht. Jackie beschreibt diese Dinge auf eine Weise, wie die meisten von uns es gar nicht können.

Ich muss zugeben, dass ich ein wenig zusammenzuckte, als ich anfangs den vorgeschlagenen Originaltitel dieses Buches las: *Gay Girl*². Doch dann besann ich mich, als ich dachte: ›Aber das ist sie heute nicht mehr!‹ Während ich mich voller Interesse immer tiefer in das Manuskript vertiefte, wurde mir klar, dass es genau darum geht. Jackie ist ehrlich und beschreibt schonungslos, »wer sie war«. Das ist der perfekte Hintergrund, vor dem wir betonen und uns darüber freuen, »wer Gott schon immer war«. Wie sie beides versteht und zum Ausdruck bringt – ihren gefallenen Zustand und ihre Zerbrochenheit sowie seine erlösende Liebe und Gnade –, das ist fest in der Wahrheit gegründet, die Gott in seinem Wort offenbart hat.

Das ist kein Buch, das man überfliegen oder schnell durchlesen sollte, sondern eines, das man genießen kann und über das es sich nachzudenken lohnt. Jackie beschäftigt sich mit Dingen wie Vaterlosigkeit, Missbrauch, gleichgeschlechtlicher Anziehung, Identität, Versuchung, dem Kampf gegen die Lust mithilfe des Evangeliums und einem falschen Verständnis vom Frausein, indem sie diese aus dem Blickwinkel der Schrift und ihrer eigenen Erfahrung betrachtet. In ihrem ganzen Buch verweist sie auf einen Erlöser, der Sünder liebt, und auf ein Evangelium, das errettet, umgestaltet und diejenigen bewahrt, die in Buße und Glauben zu Jesus kommen –

2 A. d. H.: SvW. *Lesbisches Mädchen*.

so klein oder groß der Unterschied zwischen Jackies Geschichte und ihrem eigenen Lebensweg auch sein mag.

Jackie sagt dazu abschließend:

»Was Gott an meiner Seele getan hat, ist es wert, erzählt zu werden, weil er es wert ist, dass man ihn kennt. Ihn sieht. Ihn hört. Ihn liebt. Ihn preist und ihm vertraut. ... Ihnen zu sagen, was Gott für meine Seele getan hat, bedeutet, Ihnen Einblick in meine Anbetung zu gewähren.«

Kommen und sehen, hören, lieben, vertrauen und preisen Sie.
Kommen Sie und beten Sie an.

Nancy DeMoss Wolgemuth
September 2018

Einleitung

Ich habe dieses Buch aus Liebe geschrieben – ein weitverbreitetes Wort, das man bei den meisten Gelegenheiten aus dem Zusammenhang reißt, wenn man es benutzt. Dieses Buch ist keine unzureichende Wiedergabe meiner Absichten, sondern es geht direkt auf sie zurück.

Bevor ich es schrieb, habe ich seine Worte gelebt. Einst ein lesbisches Mädchen? Ja. Und heute? Was Gottes Güte an einer Seele tut, sobald seine Gnade sie erfüllt, darf ich bezeugen. Durch sie bin ich, was ich bin.

Wenn ich das sage, weiß ich, dass ich bereits jemanden zu nahe getreten bin. Ich gehe nicht davon aus, dass jeder, der dieses Buch in den Händen hält, mit allen Details auf seinen Seiten einverstanden ist. Viele werden beim Lesen nicht verstehen, dass Homosexualität etwas ist, über das man in der Vergangenheitsform reden kann. Es ist ihrer Ansicht zufolge entweder das, was man ist, oder das, was man nie gewesen ist. Dem stimme ich nicht zu. Die einzige Konstante in dieser Welt ist Gott. Homosexualität kann hingegen nur dann eine unerschütterliche Identität sein, wenn das Herz nicht bereit ist, sich zu beugen. Die Sache ist komplexer, als meine bescheidene Einleitung gestattet. Ich möchte nur jenen Mut machen, die aufgrund meines speziellen Wahrheitsverständnisses noch zögern, umzublättern und weiterzulesen. Ich gebe zu, dass ich viel mehr über Homosexualität und Gott zu sagen habe und dass dies teilweise gegen die *Mainstream*-Ansichten unserer Gesellschaft gerichtet ist. Ich hoffe aber, dass das hier Gesagte auch im Hinblick auf die Einordnung in den Gesamtzusammenhang interessant sein wird.

Für andere, die nur heterosexuelle Liebe kennen, ist dieses Buch Anlass, über etwas Unbekanntes nachzudenken. Auch für

diese Christen («Ich war schon immer ein heterosexueller Christ. Punkt.«) wurde das Buch geschrieben. Ich war nicht immer damit einverstanden, wie sie die Homosexuellen-Community sahen und teilweise noch immer sehen. Zwischen dem plakatierten Hass und dem zwischenmenschlichen Schweigen bewegte mich meine Liebe für diejenigen, die zur Gemeinde Gottes gehören, etwas Ausgeglichenes zu schreiben. Es sollte etwas sein, was die Liebe, zu der sie in ihrem Leben berufen sind, sichtbar werden lässt – der greifbare Beweis für das, wie Gott ist.

Dieses Buch darf jedoch nicht mit der Schrift selbst verwechselt werden. Es wird, so Gott will, der Gemeinde von Nutzen sein, aber die Worte dürfen nicht als die wichtigsten für die Gemeinde angesehen werden. Dafür haben wir das Wort Gottes. Es handelt sich hier nicht um einen Anhang der Schrift. Vielmehr erzähle ich lediglich eine Geschichte, die von der Bibel beeinflusst wurde. Sie enthält praktische Anweisungen, die ich gewonnen habe, als ich begann, die Schrift auszuleben. Aufgrund meiner Liebe zu denjenigen, die der LGBT-Community angehören, verspüre ich eine große Sehnsucht: Ich möchte, dass sie Gott kennenlernen. Aufgrund meiner Liebe zu der Gemeinde sehne ich mich danach, erleben zu können, dass sie der Welt zeigt, wie Gott ist, und nicht, wie wir ihn haben wollen. Dieses Buch ist mein Beitrag dazu. Sich vom homosexuellen Lebensstil zu verabschieden und eine völlig neue Welt zu betreten, die Gott auf *seine* Weise liebt, bedeutet ein Leben voller Abenteuer – und zwar dahin gehend, dass es ausreicht, einen neuen Gläubigen entweder abzuschrecken oder ihn geistlich voranzubringen. Müsste ich diese Erfahrung anders beschreiben, würde ich dies mit dem Adjektiv »anstrengend« tun. Es war, als müsste man einen Berg ersteigen, der bis in den Himmel ragt. Aber auch derartige Hindernisse können hinweggehoben werden.

Für diese Gläubigen bündeln sich in meiner Liebe mein Leben, mein Versagen sowie meine Siege und all das, was ich über Gott

herausgefunden habe – bearbeitet und für sie in einen Text gegossen, den sie lesen können. Dabei könnte durchaus ein »Sie hat's begriffen!« aufkommen. Aber noch besser wäre ein »Gott ist gut!«, gefolgt von einem »Allezeit!« aus tiefstem Inneren. All diese Menschen zeigen, wie oft Gott rettet. Dass es mehr homosexuelle Mädchen und Jungen – Teenager und junge Erwachsene – gibt, die von einem guten Gott neu gemacht wurden. Ihnen gelten diese Worte, um ihnen zu sagen, dass sie nicht allein sind.

Beim Schreiben dieses Buches war ich so ehrlich, wie ich nur konnte. Ich war nie dafür, etwas vorzutauschen. Als ich am Anfang meines Glaubenslebens stand, lernte ich eine bestimmte Verhaltensweise einiger Christen kennen: Meist beschrieben sie mit den schönsten Worten, wie ihr Leben mit dem Herrn aussah. Angesichts dessen weigerte ich mich, der allzu angenehmen Versuchung nachzugeben und mehrdeutig mit der Wahrheit umzugehen. Wenn uns die Wahrheit frei macht, warum leben wir dann nicht die ganze Zeit über in ihr? Natürlich mit Weisheit und Liebe, aber auch mit der Einsicht, dass die Freiheit bei der Wahrheit anfängt.

Und schließlich möchte ich mit möglichst jedem Satz in diesem Buch verdeutlichen, wie Gott ist. Würde es mir in diesem Reich der Worte *nur* darum gehen, näher auszuführen, wer und wie ich bin, während ich allenfalls am Rande erwähne, wie Gott ist, wären alle meine Bemühungen wertlos. In diesem Buch steckt viel von mir, aber es soll noch viel mehr Gottes Wesen im Umgang mit mir beschreiben. Seele und Geist brauchen ihn, um Ruhe und Frieden zu finden. Er ist der Schöpfergott, der König der Herrlichkeit – derjenige, der Christus sandte. Dieser kam, um die Strafe bezahlen und für uns zur Sünde zu werden, mit der wir alle geboren wurden. Es ist das, was dieses auferstandene Lamm Gottes sagt und was von ihm gesagt wird, was Ihnen von den Seiten dieses Buches entgegenspringt und hoffentlich Ihr Herz berührt. Dieses Buch ist

eine erhobene Hand, ein froher Lobpreis, ein notwendiges Lied zur Ehre des Herrn, ein nicht verschwiegenes Halleluja. Darin kommt meine Anbetung Gottes zum Ausdruck, die Sie – und dafür bete ich – mit einem »Gott ist *so* gut!« zurücklassen möge.

Jackie Hill Perry

Teil 1 – Die Person, die ich einst war

2006

»Jackie, willst du meine Freundin werden?«, fragte sie mich und zwinkerte, als wüsste sie, dass ihre Frage anzüglich sein könnte.

Ich hatte sie schon einmal gesehen. In der Realschule gehörte sie zu den wenigen, die ihre lesbische Liebe nicht versteckten auf den Fluren, in den Klassenräumen oder wo immer man sich sonst noch unterhielt. Wenn man ihre Familie kannte, wusste man, dass sie Hüften wie ihre Mutter hatte. Mit einem kaum merklichen Lächeln trat sie auf mich zu. Ihre bronzearartige Haut erweckte den Eindruck, als hätte sie sich zu lange in der Sonne aufgehalten. Das fiel mir ebenso auf wie ihr Körper, den sie ständig betonte.

Es war der Highschool-Ball, und wir beiden standen in der Mitte der zum Tanzsaal umfunktionierten Turnhalle. Nahe dem Eingang konnte man auf der einen Seite eine Gruppe Mädchen sehen, die so großen Anklang fanden, dass sie es sich leisten konnten, über andere Witze zu machen. Sie lachten, als wäre alles ein Witz für Eingeweihte, und sahen alle Vorübergehenden an, um sich einzig und allein über sie lustig zu machen. Unter den funkelnden Partylichtern befanden sich ihnen gegenüber der Ballkönig des letzten Jahres und alle anderen Jungen, vor denen sich die Mädchen scharten, um mit ihnen zu tanzen. Sie hofften, dass sich einer der Jungen aus der Clique lösen und eine von ihnen um ihre Telefonnummer bitten würde. War sie hübsch genug, erinnerte er sich bei seinem Anruf ein, zwei Tage später vielleicht sogar an ihren Namen. Aber fürs Erste liebten es die Jungen, am Samstagabend ihr Ego zu pflegen.

Wir standen in der Mitte des Raumes. Mir fiel auf, dass mein Gegenüber immer ungeduldiger wurde. Ich hatte bisher weder die

Frage beantwortet noch durch meine Körpersprache zum Ausdruck gebracht, was mein Mund sagen wollte. Ich konnte nur an Montag und daran denken, was er für mich bereithielt, wenn ich »Ja« sagen würde. Die Neuigkeit würde sich nicht langsam verbreiten, sondern nur so in jedes Ohr und aus jedem Mund strömen – bis alle in der Schule mich nicht mehr als das Mädchen sehen würden, das gut reden konnte und dennoch ein bisschen schüchtern war, sondern als »das lesbische Mädchen«.

Sie würden meinen Namen aussprechen, als bezeichnete man damit eine gefährliche Krankheit. Als würde er ansteckend sein, in ihre kleinen heterosexuellen Herzen kriechen und sie so beeinflussen, bis sie am Ende genauso »krank« wären wie ich.

An die Mädchen, die mir gegenüber verbal aggressiv werden könnten, musste ich am meisten denken. Sie waren vom gleichen Schlag wie die beliebten Mädchen in der Ecke. Sie verstanden es, Worte wie Waffen einzusetzen, und verzichteten nicht auf sie, selbst wenn deren Wirkung auf jeden, mit dem sie redeten, verheerend war. Homosexuelle zu diskreditieren, liebten sie am meisten – überall, wo sie waren. Das war keine besondere Herausforderung für sie. Ich sah in das Gesicht derjenigen, die mich angeredet hatte, und es war mir, als hörte ich das Geräusch einer Pistole, die geladen wurde. Sie wartete noch immer, durch mein Schweigen hingehalten. Ich meinte, ich konnte hören, wie Kugeln vom Boden abprallen und mir sagen würden, dass ich still sein sollte.

»Meine Liebe, spiel nicht so mit mir! Ich bin nicht lesbisch.« Ich klang so angepasst. Mit Absicht. Ich war zum Highschool-Ball gekommen, bei dem es traditionell darum ging, dass Teenager »ihren Spaß hatten«, und das schien der ganze Sinn des Abends zu sein. Für das, was ich anhatte, hatte ich an den Wochenenden 20 Stunden gearbeitet. Damit wollte ich Aufmerksamkeit erregen, aber mein Gegenüber wollte mehr, als ich zu zahlen bereit war. Sie wollte mich und erwartete wahrscheinlich von mir, dass ich auf

ihr Angebot einging. Für mich war das aber nicht weniger, als hätte ich mich vor allen ausgezogen. Ich war nicht gewillt, meine Geheimnisse vor ihr oder anderen offenzulegen. Bis jetzt begnügte ich mich damit, mir einzubilden, dass ich ehrlich war. Zumindest wusste ich, dass ich damit im Leben ganz gut zurechtkommen würde.

4000 v. Chr. – 1995 n. Chr.

Noch bevor ich meinen Namen buchstabieren konnte, fühlte ich mich von Frauen angezogen. Meine Mutter hatte ihn mir gegeben, und sie dachte, dass er würdevoll klingen würde. Wie ein Rückgrat, das nicht gewillt ist, sich verbiegen zu lassen. Als sie noch jung war, hörte sie ihn des Öfteren – jedes Mal, wenn die Frau von John F. Kennedy in den Nachrichten oder an anderer Stelle erwähnt wurde. In der zweiten Klasse wusste ich natürlich noch nicht, wer der 35. US-Präsident gewesen war oder welche Frau neben ihm stand, während er der Welt zuwinkte. Ich wusste nur, dass mein Vorname eigentlich zu lang war³ und dass ich einige körperliche Makel, darunter eine kleine Zahnlücke, hatte – Gründe, an denen meine Vorfahren schuld waren. Außerdem wusste ich, dass ich in der Schule zu viele Fragen stellte.

Wenn ich zum Himmel blickte, verstand ich nicht, warum er nicht die Farbe meiner Hände hatte. Und wieso dieses Mädchen, das zwei Bänke weiter saß, in mir ein komisches Gefühl wachrief. Oder weshalb ich mein Herz spürte – ungeachtet dessen, was sie auch tat. Oder wie wir uns in der Pause in die überdachte Spielecke unseres Klassenzimmers zurückzogen und Dinge taten, die wir nie zuvor gesehen hatten, während wir gleichzeitig dafür sorgten, dass niemand es erfuhr.

Das Dach erinnerte mich an einen Buntstift – den grünen, den man nur aus der Packung holte, wenn man Gras malen musste. An sich sah die Spielecke, die neben dem Dach auch über Seiten-

3 A. d. H.: Die Autorin nimmt hier darauf Bezug, dass ihr offizieller Vorname »Jacquelyn« ist. Demgegenüber ist »Jackie« etwas kürzer.

wände verfügte, eher langweilig aus: Alles war braun gestrichen, wobei allerdings die hellen senfgelben Fensterläden farblich davon abgesetzt waren. Diese umrahmten die Plastikfenster, die geschlossen blieben, während wir drinnen waren. Ohne dass man es uns gesagt hätte, versteckten wir uns. In unseren Gedanken hatten wir irgendwie Regeln, von denen unser Herz wusste, dass wir sie brachen. Meine Mutter war bei der Arbeit, und wenn sie an mich dachte, stellte sie sich wahrscheinlich vor, wie ich in meiner kindlichen Unbedarftheit voller Entzücken am Klettergerüst spielte – wie ein neugeborener Löwe in einem roten Shirt und einer kurzen blauen Jeans. Mit den dunklen und vollen, im Wind wehenden Haaren, die sie irgendwie an den Stolz meines Vaters erinnerten. Doch bald war es wieder Zeit, in den Klassenraum zurückzugehen und schreiben zu lernen. Meine Mutter wusste nicht, dass ich *andere* Dinge lernte. Wobei ich das, was ich fühlte, noch nicht beschreiben konnte. Ich wusste nur, ich musste *es* für mich behalten.

Eltern können nicht anders, als gewisse Dinge an ihre Kinder weiterzugeben. Jedes Mal, wenn ich neben meiner Mutter stand, kam ein Witz, den wir beide verstanden, aus ihrem oder meinem Mund. Sobald dies geschehen war, lachten wir lauthals los. Wenn die Münder von uns beiden offen standen, wurde jeweils eine Zahnücke sichtbar, und jeder, der diese Szene beobachtete, wusste, dass wir verwandt waren. Sie hatte an mich weitergegeben, was das ganze Leben lang ihr gehört hatte, sie hatte es mir vererbt, als ich geboren worden war.

Es gab eine Zeit, lange bevor meine Mutter einen Mund hatte, mit dem sie lächeln konnte. Lange bevor ihre Mutter Hände hatte, mit denen sie Blattkohl reinigte (Hände einer Frau, die die Augen einer Sklavin, die Wangenknochen einer aus ihrer Heimat verschleppten

Afrikanerin und einen europäischen Nachnamen hatte). Zu dieser Zeit lebten die beiden Menschen, die als Erste Gottes Angesicht sahen. Der Körper von Adam und Eva war damals noch nicht wie der unsere von den Folgen der Sünde gezeichnet. Gott hatte sie als makellose Wesen erschaffen. Aber ihr Aussehen hatte mehr damit zu tun, wessen Wesensart sie widerspiegelten, als damit, wie attraktiv sie möglicherweise waren. Als sie geschaffen wurden, waren ihre Körper und Seelen makellos – rein. Sie waren im Bild dessen erschaffen worden, der mit niemand anderem verglichen und auch nicht mit den Dingen beschrieben werden kann, die aus seiner Schöpferhand hervorgegangen sind. Worte wie *großartig*, *erstaunlich*, *wunderbar* oder *atemberaubend* sind nicht annähernd zutreffend, wenn man den Heiligen beschreiben will.

Wenn wir Adam bei einem Kaffee fragen könnten, welches Wort ihm in den Sinn kam, nachdem er zum ersten Mal ausgeatmet und Gott gesehen hatte, würde er wahrscheinlich sagen: »Gut. Ich sah ihn und wusste, er ist *gut*.« Jemand, der nach Adam geboren wurde, würde höchstwahrscheinlich, um nicht respektlos zu erscheinen, leise vor sich hin murmeln: »Gut? Das ist das beste Wort, das ihm für Gott einfällt? Also, was mich selbst betrifft, so *bin ich* gut.« Da waren der geflüsterte Zweifel, das vertraute Lächeln, die gleichen Augen, die passenden Wangenknochen und die geschäftigen Hände. Und es war Adam, nicht Gott, der das an uns alle weitergegeben hat.

Alles begann mit Adams Frau Eva, die aus der Rippe in seiner Seite hervorgegangen war. Nachdem ihr Mann den Tieren jeweils einen Namen gegeben hatte, sprach sie mit einem davon. Es war die *Schlange*, wie Adam sie nannte, aber jeder Dämon kannte dieses sprechende Wesen als Satan. Sie war aber noch schlauer und stellte die Fragen zuerst. Das »Kennenlernen« sollte später folgen.

Da ihr nichts an Smalltalk gelegen war, ging sie direkt dazu über, Eva nach dem zu fragen, was Gott ihrem Mann kurz nach seiner

Erschaffung gesagt hatte. Nachdem Gott die Himmel, die Erde und alles darauf Bestehende geschaffen hatte, setzte er Adam in den Garten Eden. Dort war Adam umgeben von Bäumen, einer Menge von Bäumen – alle waren schön anzusehen, und man konnte gut von ihnen essen. In der Mitte stand einer, der nicht spektakulärer aussah als die anderen, aber ebenso schön war wie sie – der »Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen«. Adam wurde gesagt, dass er sich an allen Bäumen erfreuen durfte. Er wusste, dass Gott sie zu seiner Freude gepflanzt hatte und sie die besten Früchte hervorbrachten, die er jemals zu essen bekam. Jeder Biss sollte ihn an die Güte erinnern, die er an dem Tag sah, als ihm das Leben geschenkt wurde. Doch sobald er von der Frucht des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen essen würde, würde ihm das den Tod bringen. Den Worten Gottes zufolge würde es ganz sicher so sein, und Gott log nicht, weil er heilig ist.

Als Kind musste ich schreiben lernen, aber niemand musste mir beibringen, was Freude ist. Als ich aus dem Mutterleib kam, war ich schon so geschaffen, dass ich sie empfinden konnte. Das erste Schlückchen Milch, das auf meine Geschmacksknospen traf, bevor ich es hinunterschluckte. Als das geschah, war ich zufrieden – nicht nur, weil ich satt war, sondern auch, weil ich den Geschmack von Nahrung zu spüren bekam. Deswegen wuchs in mir ein Lächeln. Als ich älter wurde, kamen andere Freuden hinzu wie das Beisammensein mit Freunden, Zeichentrickfilme, Übernachtungen bei Bekannten, Jahrmärkte, Umarmungen, Spielsachen, Snickers, der Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages⁴ und Lachen. Gottes Güte breitete sich in allem aus, was er geschaffen hatte. Ich gehörte dazu, und er gab mir die Fähigkeit, mich an denen zu erfreuen, die in seinem Bild erschaffen worden waren, sowie an den Dingen, die ihre Hände gemacht hatten. Freude war nie ein Problem.

4 A. d. H.: Der traditionelle Zeitpunkt der weihnachtlichen Bescherung in den USA.

Es war unser Herz, das uns von der unvergleichlichen Freude an dem ablenkte, der uns geschaffen hatte. Das lähmte unsere Fähigkeit, echte Freude in Gott zu finden.

Kommen wir zurück zum Garten Eden, wo die Schlange zu Eva sagte:

Hat Gott wirklich gesagt: Ihr sollt nicht essen von jedem Baum des Gartens? Und die Frau sprach zu der Schlange: Von der Frucht der Bäume des Gartens essen wir; aber von der Frucht des Baumes, der in der Mitte des Gartens ist, hat Gott gesagt: Davon sollt ihr nicht essen und sie nicht anrühren, damit ihr nicht sterbt. Und die Schlange sprach zu der Frau: Ihr werdet durchaus nicht sterben, sondern Gott weiß, dass an dem Tag, da ihr davon esst, eure Augen aufgetan werden und ihr sein werdet wie Gott, erkennend Gutes und Böses. Und die Frau sah, dass der Baum gut zur Speise und dass er eine Lust für die Augen und dass der Baum begehrenswert wäre, um Einsicht zu geben; und sie nahm von seiner Frucht und aß, und sie gab auch ihrem Mann bei ihr, und er aß. Da wurden ihnen beiden die Augen aufgetan, und sie erkannten, dass sie nackt waren; und sie hefteten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze (1Mo 3,1-7).

Als der Teufel sich in Evas Gedanken schlich, ging es nicht einmal vorrangig um die Frage an sich, die für sie ein Alarmzeichen hätte sein müssen, es war vielmehr die *Art*, wie er anfang. »Hat Gott *wirklich* gesagt ...?« Oder anders ausgedrückt: »Hat Gott die Wahrheit erzählt?« Damit stellte er auf unterschwellige Weise die Wesensart Gottes infrage. Gleichzeitig wollte er Eva – sollte sie ihm Glauben schenken – veranlassen, Gottes Vertrauenswürdigkeit in Zweifel zu ziehen. Einem lügenden Gott konnte man nicht vertrauen,

geschweige denn ihn anbeten. Ein solcher Gott sagt nur Dinge, die er nicht so meint, oder behauptet etwas, was er niemals erfüllen kann.

Nachdem Eva Satan nicht zurechtgewiesen hat, verspricht dieser ihr auch im Falle des Ungehorsams Unsterblichkeit (obgleich Gott vor dem Tod bei Nichtbefolgung seines Gebots gewarnt hatte). Satan stellte Gott als Lügner und sich selbst als Überbringer der Wahrheit dar. Er suggerierte, dass Gottes Wort ebenso unbeständig wäre wie ein Versprechen auf den Lippen desjenigen, der es mit der Wahrheit nicht so genau nahm. Satan versprach Eva, sie könnte sündigen und doch am Leben bleiben. Er behauptete, dass Gottes Heiligkeit und Güte und Herrlichkeit nichts als eine Täuschung wären, die nur dann vollständig aufgedeckt werde, wenn man sich seinen Anweisungen widersetze.

Eva sah den Baum an. Er stand noch da. Davor war er womöglich nur ein Teil des Gartens gewesen, der ihr nur selten ins Auge sprang. Angesichts der Herrlichkeit Gottes, die sich um ihn ausbreitete, war er ihr vielleicht bisher nicht groß aufgefallen. Es war stets verboten, von ihm zu essen, aber davon, dass Adam und Eva seine Früchte nicht berühren sollten, hatte Gott nichts gesagt. Angesichts der Fülle, die Gott ihnen geschenkt hatte, und der täglich erlebbaren Gemeinschaft mit ihm war ein verbotener Baum ihre geringste Sorge. Bis Zweifel aufkamen.

Eva dachte an das, was die Schlange über Gott und darüber gesagt hatte, wie sie ihm gleich werden könnte. Sie dachte, die Frucht – und nicht der Glauben – würde ihr die Weisheit schenken, die sie benötigte, um in diesen Stand zu gelangen. Die Sünde – und nicht der Gehorsam – war für sie in diesem Augenblick maßgeblich. Interessanterweise stimmte es tatsächlich, dass der Baum gute Nahrung bereithielt und eine Augenweide war; Gott hatte ihn so geschaffen (1Mo 2,9). Eva wurde allerdings zu der Annahme verführt, dass es lohnender wäre, es auf einen Versuch ankommen zu

lassen, als sich an Gottes Gebot zu halten. All die Weisheit, von der sie glaubte, der Baum könnte sie ihr geben, verließ sie in dem Augenblick, in dem sie das Falsche tat – und dem Teufel glaubte.

In meinen Augen ergab das, was der Teufel mir einflüsterte, manchmal mehr Sinn als das, was Gott sagte. Sowohl er als auch Gott redeten zu mir. Gott durch die Heilige Schrift, der Teufel durch meine Zweifel. Von den Zehn Geboten erfuhr ich in der Sonntagsschule, während ich eine Handvoll selbst gemachtes Popcorn aß und gleichzeitig an meinen Strümpfen nestelte. Die Gebote (»Du sollst nicht ...«) passten nicht zu dem süßen Zeug, das ich zur Ablenkung in mich hineinstopfte. Sie glichen einem aufdringlichen Geräusch, das ich nicht willkommen heißen wollte. »Du darfst nicht. Du sollst nicht. Tue das nicht«, klang nicht wie ein Lied, das es wert war, gehört zu werden, sondern nur wie ein schrecklicher Lärm, der durch Widerstand übertönt werden musste. Satan hingegen flüsterte mir nur ein, ich sollte machen, was sich gut anfühlte oder was Sinn für *mich* ergab. Wenn Lügen dazu beitrugen, dass meine Mutter den Gürtel in der Hand behielt und mich damit nicht verprügelte, dann waren Lügen eine *gute* Sache. Was gut war, legte ich selbst fest, jeden Tag aufs Neue. Ursprünglich hatte Gott festgelegt, was gut war und was gut ist, aber um in dieser Hinsicht seinem Verständnis entsprechend zu leben, brauchte ich Glauben. Alles, was er für gut erklärte, *war* gut, weil er es war. Und dann gab es all das, was er mir untersagte. Er wusste nämlich, dass es das Grausamste wäre, mir und jedem anderen Menschen nicht mitzuteilen, was uns von ihm trennt.

Der Unglaube aber betrachtet Gott nicht als den, der gut ist und neben dem es nicht seinesgleichen gibt. Daher kann der Unglaube die Sünde auch nicht als das absolut Böse anerkennen. Stattdessen sieht er die Sünde als etwas Gutes und Gottes Gebote als Hindernis für Freude an. Um dem Teufel zu glauben, musste ich keinen Anhänger mit einem Pentagramm tragen, ebenso wenig musste

ich einen Fluch oder zwei auswendig lernen. Ich musste nur mir selbst mehr vertrauen als dem Wort Gottes. Ich musste glauben, dass meine Gedanken, meine Regungen, meine Rechte und meine Wünsche absoluten Gehorsam wert seien und dass es etwas Gutes sei, mich vor dem erbärmlichen Thron niederzuwerfen, den ich für mich gemacht hatte.

Adam (der dort mit seiner Frau stand, die er nicht vor der Schlange beschützt hatte) hatte ebenso von dem Baum gegessen. Nun folgte für beide der Tod im geistlichen Sinne. Ihre Körper standen nach wie vor dort – warmes Blut pulsierte durch ihre Adern, durch die Augen fiel Licht ein. Aber es geschah das, wovor Gott im Falle ihres Ungehorsams gewarnt hatte. Da sie sich weigerten, ihm mehr zu vertrauen als ihren unbotmäßigen Gefühlen, ihrer verdrehten Logik und ihrem Verlangen nach Autonomie, wurden aus denen, die in vertrauter Gemeinschaft mit ihm gelebt hatten, diejenigen, die er aus dem Garten Eden vertreiben musste. Seine Heiligkeit war real – ebenso wie sein Gericht. Und ihr Wissen um die Sünde war nicht bloß intellektueller Natur, sondern jetzt hatten sie diese aus persönlicher Erfahrung kennengelernt.

Ist die Sünde erst einmal da, gibt sie keine Ruhe. Sie ist nicht wie ein Gast, der in einem Raum bleibt und aufpasst, dass er andere nicht stört. Sie ist vielmehr wie ein Mieter, der in allen Zimmern lebt und überall hingehht. Sie dringt überall ein und erstickt alles Heilige. Das Glas zersplitterte, als sie hereinbrach. Adam und Eva – die Ersten, die in Gottes Bild erschaffen worden waren und die Gott lieben und seine Wesensart in der Schöpfung widerspiegeln sollten – waren nun zu den ersten Sündern in der Welt geworden.

Jeder Mensch, der nach Adam geboren wurde, befindet sich in diesem Zustand der Erbsünde. Und auch ich erlebte von Geburt an die Folgen des Umgangs Evas mit der Schlange. Als Mensch geboren zu sein, bedeutete, dass ich zu Gefühlen und Logik fähig

war. Als sündiger Mensch geboren zu sein, bedeutete, dass beides weithin zugrunde gerichtet war. Die ungenannte Anziehung, die ich auf einer elementaren Ebene verspürte, betonte nur, wie gierig die Sünde sein kann. Sehnsüchte gibt es, weil Gott sie uns gegeben hat. Aber homosexuelles Verlangen existiert, weil die Sünde es uns gegeben hat. Gott zu lieben – was unserer schöpfungsmäßigen Bestimmung entspricht –, beinhaltet sowohl unseren Willen als auch unsere Gefühle, aber die Sünde nimmt uns diese Liebe zu ihm, die er selbst in uns hineingelegt hat, und sagt ihr, sie solle verschwinden. Die Sünde hat von unserem Herzen Besitz ergriffen und es einer minderwertigen Sache zugewandt. Gleichgeschlechtliche Begierden sind real. Obschon sie aus der Sünde heraus geboren wurden, sind sie kein eingebildetes Gefühl, das eine Person in sich erzeugt, weil sie anders sein will. Aber die Realität dieser Neigung rechtfertigt sie moralisch nicht. Wenn unsere Gedanken mit dem Bild der Sünde übereinstimmen, nennen wir Böses gut, einfach weil es sich gut für uns anfühlt.

Eva ließ sich von ihrem Körper sagen, was sie damit tun sollte, statt sich vom Wort Gottes leiten zu lassen, das sie daran erinnert hätte, wofür dieser Körper geschaffen wurde. In ähnlicher Weise neigte ich unweigerlich zu derselben Art von Unglauben. Zu jenem Unglauben, dem Sünde besser erschien als Gehorsam. Oder zu jener Haltung, die schönen und wunderbar geschaffenen Frauen gegenüber Gott *den Vorzug gab*.

In dieser Spielecke meines Klassenzimmers war klar, dass ich noch als behütetes Kind meiner Mutter angesehen wurde. Aber der Apfel war nicht allzu weit vom Stamm gefallen. Was ich hinter diesen senfgelben Fensterläden tat und was ich fühlte, als ich versuchte, meinen Namen zu buchstabieren, bewies nur, dass auch ich Adams Kind war.

1988

East Saint Louis liegt nicht weit entfernt von Saint Louis, nur durch den Mississippi von ihm getrennt. Beide Städte befinden sich in zwei verschiedenen Bundesstaaten, aber ihre Einwohner sind seit jeher hin und her gependelt. Freitagabends passierte es am häufigsten. Afroamerikaner im Alter von 20 bis 30 Jahren und älter fuhren über die Brücke, die Missouri mit Illinois verbindet, und suchten sich einen Klub, in dem sie die Nacht verbringen und tanzen konnten. Mithilfe von Musik, die ihre innere Betrübnis übertönte, waren sie in der Lage, ihren Arbeitsalltag einstweilen zu vergessen und so jung zu sein, wie sie wollten.

Eine Frau, die kaum mehr als 1,60 Meter groß war, betrat den Klub – mit einem strahlenden Lächeln und den Augen eines Menschen, dessen grausame Erinnerungen man besser unberührt lässt. Sie seufzte erleichtert, als sie hineinkam und einen sanften Luftzug auf ihrem Gesicht spürte. In dieser Julinacht lief etwas Schweiß ihre Schläfe hinunter. Das ließ sie vorteilhaft aussehen, da es wirkte, als hätte sie etwas Mondlicht gestohlen und ihr Gesicht damit bekleidet. Ihr Haar war mit Absicht ein bisschen asymmetrisch geschnitten, so wie bei jeder schwarzen Frau im Jahr 1988. Nachdem sie den längeren Teil ihrer Frisur seitlich weggesteckt hatte, suchte sie den Raum nach einem freien Sitzplatz ab. Als sie einen fand, setzte und amüsierte sie sich, während sie auf einen Freund wartete. Sie hatte offensichtlich kein Problem damit, allein zu sein.

An der Tür erkannte sie den Mann, der eben hereinkam. Der schwache Lichtschein reichte gerade so aus, um sein Gesicht zu erhellen. Es fiel schwer, seine tiefbraunen Augen zu übersehen,

und man bemerkte sofort, wie sie unter einem Paar langer, dunkler Augenbrauen fixiert waren. Eine von ihnen trug in der Mitte eine Narbe. Möglicherweise ein Zeichen dafür, dass er gern Dinge zerbrochen hinter sich zurückließ. Er sah sie bei Freunden sitzen und warf ihr ein schiefes Lächeln zu. Bei diesem Lächeln vergaßen die meisten Frauen ihren gesunden Menschenverstand. Aber diese Frau war seine Chefin und zehn Jahre älter als er. Sie war zu erwachsen, um verzweifelt zu sein, aber sensibel genug, um zu wissen, dass er in Ordnung war.

Als sie vor ein paar Wochen von einem gemeinsamen Freund einander vorgestellt wurden, hatten sie sich kennengelernt. Er hatte gerade die Armee verlassen und brauchte einen Job im zivilen Bereich. Sie war Managerin in einem Restaurant und wollte ihm eine Uniform geben, aber nicht den Drillich eines Soldaten, der schießen lernen musste, sondern die Berufskleidung eines Restaurant-Mitarbeiters. Anfangs zeigte sie sich von seiner Anwesenheit nicht beeindruckt. Nach ihrer Ansicht unterschied er sich nicht von den anderen Männern, die auf ihrer Lohnliste standen – bis zu jenem Abend, als er gerade Feierabend machen wollte und anscheinend einen freien Tag vor sich hatte. Weil er seine Berufskleidung bereits abgelegt hatte, wandte sie ihm ihre Aufmerksamkeit zu.

Ab diesem Zeitpunkt wurden sie Freunde. Sie hatten keine Rendezvous, sondern gingen nur zum Essen aus. Manchmal, wenn er bei ihr zu Hause war und sie die Nacht hindurch lachten, nutzten sie die gemeinsame Zeit nicht wirklich, sondern hingen einfach nur herum. In diesen Augenblicken war es sein Geist, der sie am meisten unterhielt. Wenn er redete, erkannte sie, zu welcher intellektuellen Leistung er imstande war. Sie sah die in seiner Gedankenwelt verborgenen Dinge – Ideen, Ängste, Fakten, Gesichter, Fantasien, die sich ihr nur erschlossen, wenn ihm zu reden zumute war. Er stellte Fragen, von denen sie überhaupt nicht wusste, ob sie in der Lage war, sie zu beantworten. Im Gespräch mit ihm lernte sie mehr über sich selbst.

Sie konnte nicht mit Sicherheit annehmen, dass er bleiben wollte, nur weil er gerade bei ihr war. Ihre Freundschaft bestand aus einer Reihe loser Fäden, die nie zusammenkommen sollten. Das aber hielt sie nicht davon ab, gelegentlich eins zu werden. Zwei Monate, nachdem sie ein Liebespaar geworden waren, ihre Situation aber nie als solche betrachteten, fiel ihr auf, dass nichts, was sie gegen ihre wiederkehrende Übelkeit einnahm, Wirkung zeigte. Zwei Löffel Pepto-Bismol auf vollen Magen waren völlig sinnlos. Ganz zu schweigen davon, dass ihre Jeans entweder weiter schrumpften oder ihre Hüften Tag für Tag breiter wurden. In der Annahme, dass die Wechseljahre der Grund für den Verrat ihres Körpers waren, ging sie zum Arzt. Dort musste sie allerdings feststellen, dass es nicht an den hormonellen Veränderungen der Menopause lag. Ich wuchs in ihr heran.

»Ich will abtreiben«, sagte meine Mutter. Am anderen Ende der Leitung war ihre beste Freundin. Sie kannten sich, seit sie vier Jahre alt waren.

Als Dwight D. Eisenhower US-Präsident war und viele Frauen Babys erwarteten, die sie nicht wollten und »sich nicht leisten konnten«, aber ebenso wenig das Geld für eine Abtreibung hatten, fügten sie sich einfach in ihre Lage und trugen diese aus. Das dicke weiße Verlängerungskabel, das das Telefon mit dem Hörer verband, hatte sich um ihr Handgelenk und ihren Unterarm gewickelt. Sie drückte den Hörer ans andere Ohr, um das Kabel zu entwirren. Das Ganze trug zu dem Gefühl der Frustration bei, dessen Brennen sie gleichsam in ihren Händen spürte. »Auf *diese* Weise will ich das Baby nicht.«

Damit meinte sie, dass sie *von ihm* kein Baby wollte. Dem Mitarbeiter, der zu einem Freund und schließlich zu einem Geliebten geworden war. Er war die »Art und Weise«, auf die sie nie ein Baby zur Welt bringen wollte. Ihr erstes Kind, mein Bruder, war schon sechzehn. Sie bekam ihn von einem Mann, den sie liebte und

der ihre Liebe erwiderte. Sie und der Vater meines Bruders verabredeten sich, machten Pläne, um Zeit miteinander verbringen zu können, und nannten sich gegenseitig »Schatz« und »Liebling«. Mein Vater war ein 25 Jahre alter Mann mit einem hübschen Gesicht, aber er konnte einfach nicht still sitzen und etwas lieben, was ihm Beständigkeit gab. Ihre Beziehung war zu kompliziert, um auch noch ein Kind auszuhalten, dachte sie; warum also sollte sie es – oder sollte ich sagen, *mich* – nicht einfach »wegmachen«?

Ihre beste Freundin hörte ihr zu. Sie erkannte, wie irrational das Argument meiner Mutter war. Dass sie an Abtreibung und nicht ans Leben dachte. Dass es ihr in ihrer eigenen Welt (bestenfalls) zu mehr Bequemlichkeit verhalf, wenn sie bei ihrer Entscheidung bleiben würde. Die Gesellschaft hat sich seit diesem Zeitpunkt stark verändert, aber Gott ist noch immer derselbe. Abtreibung ist nach wie vor durch nichts zu rechtfertigen, und das galt schon immer – bereits vor dem Tag, als das machtvolle »Du sollst nicht töten« aus dem Mund Gottes zu hören war. Meine Mutter konnte nicht klar denken, und ihre beste Freundin musste ihr helfen, den Durchblick zu behalten. Sie öffnete den Mund, und dann folgten die entscheidenden Sätze: »Woher weißt du, dass Gott es nicht so wollte? Dass du das Baby auf *diese* Weise bekommst?«

Als hätte man ihr ein Glas kaltes Wasser ins Gesicht geschüttet, wurden die Augen meiner Mutter immer größer; ihr Herz schlug in ihrer Brust, und der Lärm des Todes verstummte für eine Sekunde. Sie hatte nicht das vorausschauende göttliche Wirken berücksichtigt und außer Acht gelassen, was dies mit ihrem Mutterleib zu tun hatte. Gott, der allwissende Schöpfer von Mensch und Leben, hatte meine Empfängnis in die Wege geleitet. Obwohl ich in sündiger Lust gezeugt wurde, hatte er mich ihr *gegeben*. Obwohl ihr das nicht bewusst war, hatte Gott mich vor Grundlegung der Welt auserwählt, ihn kennenzulernen. Und niemand – nicht meine Mutter, mein Vater oder gar ich – sollte ihm in die Quere kommen.

1989 – 2007

Mein Vater liebte mich – manchmal.

Mir war nicht bewusst, wie weit er von mir entfernt war. Die meisten Kinder fangen an, sich vor dem Kindergartenalter an Substantive zu erinnern. Die Namen von Personen, Orten und Dingen brennen sich in ihr Gedächtnis ein. Ab dieser Zeit prägen Substantive die Überlegungen, mit denen sie sich beschäftigen. Begriffe wie *Daddy*, *Zuhause* und *Liebe* widersprachen sich, als ich erkannte, wie sehr sich meine Welt von der in den Bilderbüchern unterschied, die mir in meiner Grundschulklasse vorgelesen wurden. Dick und Jane hatten einen Vater zu Hause. Jackie nicht. Dick und Jane hatten einen Vater, der sie abends zudeckte. Jackie nicht. Dick und Jane wachten auf und frühstückten mit ihrem Vater. Jackie nicht. Jackies Vater kam zu Besuch. Aber manchmal auch nicht. Jackies Vater rief an. Manchmal aber nicht. Im Juni wurde mir klarer, dass er nicht da war, als mein Geburtstag und der Vatertag auf dasselbe Datum fielen und weder ich noch mein Vater einander gratulierten. Nach einer Weile erwartete ich es von ihm nicht mehr. Ich nahm an, dass er meinen Geburtstag sowieso vergessen hatte. Dass er für ihn genauso wichtig war wie der erste Schultag des Enkels seines Arbeitskollegen – persönlich zu unbedeutend, um ihm Freude zu bereiten.

Ich war jedes Mal traurig, wenn er nicht gekommen war. Deshalb wollte meine Mutter mir eine weitere Enttäuschung ersparen und zog mich, wenn wir sein Kommen erwarteten, nicht mehr entscheidend an. Oder sie hörte auf, mir zu erzählen, dass ich gebügelte Hosen und ein frisch geschleudertes Shirt tragen würde, weil Daddy bald vorbeikäme, um mich abzuholen. Sie wollte nicht

schuld sein an meinem Herzeleid; deshalb hörte sie ganz auf, mir von seinen Versprechungen zu erzählen. Sie musste viel zu viele Tränen aus dem Gesicht ihrer Tochter wischen, nachdem es mir verwehrt geblieben war, das meines Vaters zu sehen. Sie war müde geworden, mich auf eine geschlossene Tür starren zu sehen. Das Herumbaumeln der Beine hörte auf, weil nach den Worten »Ich bin in dreißig Minuten bei dir« schließlich kein Klopfen folgte, das sie zur Tür eilen ließ.

Hin und wieder ließ er sich blicken. Und wenn es so weit war, dann konnte ich mich an nichts mehr erinnern – eine Träne, eine verwirrte Frage wie: »Wo ist Daddy?« Nun, da er hier war, brachte er mich an einen unbekanntem Ort (was mir nicht viel ausmachte, solange er bei mir war).

Am meisten liebte ich es, sein Gesicht anzuschauen. In seinen Augen lag eine wunderbare Dunkelheit, und wenn ich bemerkte, dass sich sein Gesicht zu einem schiefen Lächeln verzog, meinte ich, darin mein Lachen zu sehen. Ich konnte erkennen, dass sein Geist noch immer nicht zur Ruhe gekommen war. In den stillen Phasen, in denen Gespräche die Verlegenheit nicht hätten verbergen können, starrte er einfach vor sich hin, wobei seine Augen Bände sprachen und auf Gespräche hindeuteten, die nur er hören konnte.

Wenn ich bei ihm war, wurde mir klarer, wer ich eigentlich war. Bei diesen Gelegenheiten konnte ich erkennen, woher ich Dinge hatte, die meine Mutter nicht besaß. Ich genoss jede Minute mit diesem unstillen Verwandten, den ich »Daddy« nannte, bis er Worte benutzte, die meiner Ansicht nach nicht zu ihm passten, wie z. B.: »Ich liebe dich.« Dieser Satz war zu groß, um aus seinem Mund kommen zu können. Er kam so unvermittelt über seine Lippen, als würde er ihn glauben – ich aber nicht. Ich konnte es nicht. Liebe – wie ich sie bei meiner Mutter erlebt hatte – gleich nicht dem Wind. Gleichgültigkeit hingegen schon. Der Wind weht, wo er will, und so auch die Gleichgültigkeit: Sie handelt nach Belieben.

Beide lassen sich nieder, wenn es ihnen nützt, ziehen ohne Vorwarnung weiter, selbst wenn sie dabei ein oder zwei Haushalte auseinanderreißen. Liebe ist wie die Sonne – sie ist immer da. Es mag erscheinen, als würde sie sich bewegen – aber sie ist immer da. Was mich betraf, konnte Daddy nicht stehen bleiben, er liebte mich nicht.

Mit der Zeit hatte ich eine Überzeugung gewonnen: Obwohl es viele versäumte Geburtstage, ausgefallene Übungsfahrten für Fahrradanfänger und nicht bemerkte wachstumsmäßige, gewichtsmäßige und schulische Veränderungen gegeben hatte, konnte das Herz irgendwann gut damit leben, auf den vertrauten Umgang mit demjenigen Mann zu verzichten, der biologisch gesehen mein Vater war.

Ich war alt genug, um gut zuzuhören. Mir gegenüber lehnte er sich in dem Stuhl auf der Veranda zurück und beendete ein kurzes Gespräch mit jemandem, der sich ihm durch die Fronttür entgegengestreckt hatte. Die dünne metallene Eingangstür mit Fliegengitter schwang zurück und schlug geräuschvoll zu. Er drehte den Stuhl wieder in meine Richtung.

»Du weißt, dass ich dich liebe, nicht wahr?« Ich schaute weg. Als ich mich abwandte, wollte ich nicht meine Skepsis gegenüber der Aufrichtigkeit seiner Zuwendung verbergen, sondern mir nicht anmerken lassen, dass ich bezweifelte, ob er in mir überhaupt noch Regungen wachrufen konnte.

»Ja ...«, sagte ich.

»So wie ich bin, kann ich Menschen lieben, ohne in ihrer Nähe sein zu müssen. So wie ich dich und alle deine Geschwister liebe (mit seiner ersten Frau hatte er noch zwei andere Kinder). Ich liebe auch meine Frau (seine dritte Frau), aber ich bin nun einmal so, wie ich bin: Wenn jemand von euch nicht mehr mit mir reden will oder mich einfach allein lässt, dann kümmert mich das nicht. Das

bedeutet nicht, dass ich dich nicht liebe, es macht mir nur nichts aus.«

Ich hielt lieber meinen Mund, bevor ich ihn mir verbrannte. Als ich sah, wie sich seine Gesichtszüge verschlossen, versuchte ich, in ihnen zu erkennen, ob sie mir erklären konnten, was seine Worte ausdrückten. Worte waren für mich schon lange zweit-rangig geworden, wenn ich den Menschen zuhörte. Sie sagten, was sie nicht meinten, sodass ich an die Worte nicht wirklich glauben konnte, aber die Körpersprache fügte dem Gesagten immer ein oder zwei unausgesprochene Sätze hinzu.

Ich sah, wie sich seine Hände bewegten. Während er sprach, klang er entspannt. Seine Stimme war ruhig. Sie war nicht hart, eher sanft. Es kam mir vor, als wären seine noch immer wunderschönen Augen schwerelos. Sie wanderten nicht über den Boden, sondern waren ganz auf mich gerichtet. Ihr Blick verriet mir, dass er es durchaus ehrlich meinte, und es machte mir Angst – verwundbar, wie ich war. Ich konnte nicht verstehen, wie dieser Mann (mein Vater) mir (seiner Tochter) erzählen konnte, dass jeder Versuch, mich von ihm zu distanzieren, ihm nichts bedeutete. Nichts ausmachte. Ja, er wäre imstande, sein Leben ohne mich fortzusetzen, so wie er es bisher getan hatte, mit dem anhaltenden Frieden eines Mannes, der sich nichts hatte zuschulden kommen lassen. Diese Aussage gab seinem Verständnis von Vaterschaft im Laufe der Jahre einen Sinn. Es bedeutete offensichtlich, dass er lieben und sich gleichzeitig nicht kümmern konnte, vorbeischaun und nicht zurückkommen konnte. Dass er jemandem mit demselben Gesichtsausdruck gegenübersitzen und sich doch dazu entschließen konnte, ihn nie wiederzusehen. Es zeigte, dass mich dieser Mann vielleicht nicht lieben konnte. Oder wenn er doch dazu imstande war, dann war es eine gelegentliche Liebe, die mein Herz nicht festhalten konnte. Nach diesem Tag würde ich ihn nie wieder anrufen, und ich bezweifle, dass es ihm auffiel.

Mein Vater lehrte mich, welch ein Wagnis Vertrauen darstellt. Dass man es nicht an eine Person verschwenden sollte, nur weil sie sagt, sie würde es verdienen. Ich sehe die offene Handfläche und leicht gekrümmte Finger, als wollten sie verhindern, dass etwas durch die Ritzen gleiten kann. Sie warten nur darauf, dass ich mein Vertrauen hineinlege. Aber es gehört mir. Nur mir. Die Leute können sich nicht nehmen, worauf sie keinen Zugriff haben. Sie können meinen Humor haben, das Essen mit mir teilen, meine Adresse erfahren. Sogar einige meiner Geschichten hören. Ich würde sie ihnen erzählen, die tränenreichen Abschnitte auslassen und ihnen gerade so viel vermitteln, dass sie glauben, sie würden mich kennen. Angesichts der beschriebenen Situation wurde ich gleichgültig und gefühllos. Wie sonst hätte ich mich schützen können? Aber zu der gleichen Zeit, da ich mir beibrachte, Schmerzen zu vermeiden, versuchte ich auch, mich daran zu gewöhnen, ohne Vaterliebe zu leben.

Liebe irgendetwas, und es wird dir bestimmt zu Herzen gehen oder gar das Herz brechen. Wenn du ganz sicher sein willst, dass deinem Herzen nichts zustößt, dann darfst du es nie verschenken, nicht einmal einem Tier. Umgib es sorgfältig mit Hobbys und kleinen Genüssen; meide alle Verwicklungen; verschließ es sicher im Schrein oder Sarg deiner Selbstsucht. Aber in diesem Schrein – sicher, dunkel, reglos, luftlos – verändert es sich. Es bricht nicht; es wird unzerbrechlich, undurchdringlich, unerlösbar. ... Lieben heißt verletzlich sein.⁵

Ich erinnere mich nicht mehr an die verschiedenen Details, die mit dem Ereignis verbunden waren. Ebenso wenig daran, was ich trug

5 C.S. Lewis, *The Four Loves*, New York: Harcourt Brace, 1960, S. 121. A. d. H.: Mit Ausnahme des letzten Satzes geht die deutsche Fassung zurück auf folgende Quelle: <http://www.hoye.de/Liebe/caritas15.pdf> (abgerufen am 1.4.2022).

oder was ich an diesem Morgen zum Frühstück gegessen hatte. Einen braunen Pullover oder ein orangefarbenes T-Shirt? Vielleicht waren es Waffeln oder auch Pfannkuchen? Ich erinnere mich nicht daran, was meine Mutter mir sagte, bevor sie mich am Haus eines Freundes der Familie absetzte. Bei einem, in dessen Obhut sie ihr kleines Mädchen übergab, bis sie von der Arbeit nach Hause kam. Ich bin mir sicher, sie drückte mich an sich, bevor sie sich verabschiedete, aber es ist schon so lange her. Es schwimmt so gut wie alles in meiner Erinnerung, doch die Farbe des Kellers kann ich mir noch ins Gedächtnis rufen.

Der Keller war dunkel. Das einzige Licht schien durch ein kleines Fenster in der Ecke. Ein paar lange Lichtstrahlen durchschnitten den Raum und füllten ihn mit einer Art Nebel. Wie ich dort hinunterkam, weiß Gott allein. Ich war sechs oder sieben, und dass man mich in diesen Keller hinunterlocken konnte, dürfte nur mit Spielsachen möglich gewesen sein. Oder mit Spielen. Vielleicht wollte er – der jugendliche Verwandte, in dessen Haus ich mich befand – Verstecken mit mir spielen. Zwischen dem Billardtisch, mehreren Schränken, aufgestapelten Kisten, der vom übrigen Keller abgetrennten Waschküche und den dunklen Ecken gab es eine Menge Verstecke. Ich weiß nicht, wie alles anfing – ich kann mich nur sehr deutlich daran erinnern, dass das, was er mit mir machte, mich nicht normal atmen ließ. Er sagte mir, dass ich es tun sollte, und ich tat es. Dauerte es 50 Sekunden oder 15 Minuten? Ich weiß es nicht. Er war größer und älter, und soweit ich weiß, war das für ihn auch ein *Spiel*.

Ungefähr zehn Jahre später hörte ich im Fernsehen eine Frau mit Tränen in den Augen und einer gebrochenen Stimme, die Oprah Winfrey⁶ von der sexuellen Belästigung in ihrem Haus erzählte. Sie beschrieb, wie sie mit sanfter Gewalt gefügig gemacht wurde. Jedes

6 A. d. H.: Oprah Gail Winfrey (geb. 1954), US-amerikanische Talkshow-Moderatorin, Schauspielerin und Unternehmerin.

Mal, wenn sie sich vor der Kamera an ein weiteres Detail erinnerte, wuchs ihre Untröstlichkeit. Sie schloss ihre Augen, drehte den Kopf von links nach rechts und versuchte, sich gegen die Klarheit ihrer Vergangenheit zu wehren. Mit jeder Träne wurde ihr Kopf schwerer. Den Schmerz mit Worten auszudrücken, war eine offensichtliche Last, wobei sie nicht darauf vorbereitet war, sie vor einem Publikum zu tragen.

Während ich zuhörte, dachte ich an die Dunkelheit des Kellers und daran, was darin geschah. Was ich hörte und woran ich mich erinnerte, hatte im Grunde viel mit ihren Aussagen zu tun – nur dass ich dem Geschehen nie einen Namen gegeben hatte. Für mich war es nur etwas, was mir zu peinlich war, um darüber zu sprechen. Den Worten dieser Frau zufolge war ich ein Opfer sexuellen Missbrauchs geworden. Jetzt, da ich die Dinge, die mir passiert waren, benennen konnte, traten Tränen in meine Augen. Eine fiel hinab, und mehrere andere folgten ihr, bis ich merkte, dass ich nicht nur die Geschichte dieser Frau, sondern auch ihren Schmerz teilte. In meinem Kopf dröhnte es, als er auf meine Brust sank. Ich spürte, wie schwer mir ums Herz wurde, als ich verstand, dass ich von einem Jungen missbraucht worden war, der in seiner Begierde übergriffig geworden war.

Es ist schon komisch, wie der Verstand den Körper manchmal daran hindert, sich an das zu erinnern, was ihm angetan wurde. Er entschließt sich nach Belieben, mit der Missbrauchserfahrung fertigzuwerden, indem er sie begräbt. Gerade so, als wolle er den Schmerz tilgen, indem er uns vergessen lässt, dass dieser da ist. Sich nicht an das Trauma zu erinnern, bedeutet aber nicht, dass wir nicht unter den Folgen leiden. Die Erinnerungen steigen immer wieder auf – ob es nun ein bestimmter Geruch, ein Geräusch, ein Anblick, ein Tonfall, ein Ort, eine Berührung, eine Frage oder eine Person ist oder ob es sich um bestimmte Charaktere bzw. Umstände handelt. Sie warten nur darauf, entdeckt und ans Licht gebracht

zu werden. Wenn wir sie zulassen und einen Blick darauf werfen, woher sie stammen, können wir die damit verbundene Erfahrung verarbeiten und die konkrete Heilung finden, die uns bisher verwehrt wurde.

Zwischen Vaterlosigkeit und sexuellem Missbrauch basierte mein ganzer Bezugsrahmen in puncto Männer auf der Erfahrung dessen, wie sie mit mir umgegangen waren. Die Abwesenheit des einen Mannes lehrte mich, dass Männer unfähig waren zu lieben. Nur ein kurzes, sporadisches Aufblitzen von Zuneigung ließ erkennen, dass sie ihren Worten auch Taten folgen lassen können – sonst nichts. Daher weigerte ich mich zu glauben, dass Männer jemals für Wahrheit stehen könnten. Der andere war nicht einmal ein richtiger Mann. Während er zum Mann heranwuchs, entschied er sich, seine Triebe an einem Kind auszuleben. An einem Mädchen, das Zuneigung seitens eines Mannes erstmalig nicht durch die Umarmung des Vaters erfahren hatte, sondern das mit der Begierde eines anderen Mannes konfrontiert worden war. Infolgedessen war es etwas sehr Unsicheres, wenn ein Mann mich berührte. In meinen Augen machte sexueller Missbrauch aus männlichen Intimitäten eine würdelose Befriedigung des männlichen Egos, für das ich bloß ein zu erobernder Körper und nicht eine Person war, die geliebt werden wollte.⁷ Ich wusste es noch nicht mit demselben Maß an Überzeugung wie heute, aber die ganze Zeit über liebte mich derjenige, der als Mann hier auf dieser Erde gelebt hatte.

7 Ich sollte betonen, dass der sexuelle Missbrauch nicht zu meiner homosexuellen Neigung führte. Ebenso wenig gilt das für die Tatsache, dass ich fast ganz ohne Vater aufwuchs. Vielmehr wirkten diese beiden Sachverhalte lediglich als Verstärker. Sie bereiteten dem Ganzen, das schon vorhanden war – der Sünde (Ps 51,7; Röm 1,26-27; Jak 1,15) – nur den Weg.

2006

Wir verließen die Tanzveranstaltung, aber ihre Frage verfolgte mich bis nach Hause. Sie ging mir einfach nicht mehr aus dem Kopf. »Jackie, willst du meine Freundin werden?« Diese Frage schwebte zwischen der Zimmerdecke und meinem Schlüsselbein und heftete sich an jeden Gedanken – so sehr ich auch versuchte, sie loszuwerden. Als ich ihr das erste Mal ein »Nein« entgegenbrachte, lächelte sie und warf ihren Kopf etwas zurück, als hätte ich sie gekränkt, oder als wüsste sie, dass ich sie angelogen hatte.

Als ich wegging, starrte sie mich an und grinste hinter meinem Rücken, so als wüsste sie, dass ich mich letzten Endes umdrehen und ihr die Wahrheit sagen würde – als wüsste sie von dem, was ich in der zweiten Klasse getan hatte, und von den Träumen, die ich auch noch hatte, nachdem ich längst die Buchstaben beherrschte. Selbst nachdem ich einen Namen für mein Herzklopfen hatte – für die Momente, in denen mir eine Frau nahe kam. Sie hatte die klaren Worte gehört, durchschaute die geradlinige Art und Weise, in der ich sie ausgesprochen hatte, und erkannte die ständige Sehnsucht nach dem, was das dritte Buch Mose als Gräuel bezeichnet. Ich habe gehört, dass dies mehrere Pastoren sagten; einige haben es sogar hinausgeschrien, wie mit der Stimme eines Menschen, der sich weigerte, einen harten Brocken zu schlucken. Aber ich wusste, dass mich das nicht davon abhielt, sie zu wollen, und dadurch wurde es gewiss nicht leichter, letztendlich ihr, aber zuerst auch mir selbst gegenüber ehrlich zu sein.

Ich wollte nicht in die Hölle kommen. Wenn ich an *sie* und ihre Frage dachte, musste ich auch an *die Hölle* denken. Ich stellte mir vor, wie es dort wohl sein würde, und sah die Flammen, die meine Haut versengten, völlig ohne Sicherheit. Ich stellte mir vor, wie ich Durst bekam und die Hitze mir die Kehle zuschnürte, wenn ich den Mund weit öffnete, um den Luftzug der Flammen zu erhaschen. In meine Nase würde nie wieder der Duft von Espresso oder Blumen steigen. Ich würde nur noch den Gestank des Todes einatmen. Alles Gute wäre dahin, und ich würde mich daran als etwas erinnern, was ich für selbstverständlich gehalten hatte. Völlig erschöpft würde ich mich bis ans Ende der Finsternis schleppen und inständig bitten, weil ich mich nach Licht, nach Hoffnung, nach einer Pause, nach einem Atemzug, einer Umarmung, einem mir zugewandten Lächeln, einem Lachen und danach sehnte, irgendeine Chance auf Erhöhung zu haben. Gott würde hören, aber nicht sprechen. Sehen, aber nicht retten. Rettung wäre eine Sache, die der Vergangenheit angehören würde, und die Predigten, die ich gehört, aber denen ich nie geglaubt hatte, wären die Asche, von der ich mich ernähren würde. Man entscheidet sich in der eigenen Leichtfertigkeit bewusst für die Hölle, und ich musste wählen, ob sie es wert wäre.

›Das ist es, was du immer tun wolltest‹, dachte ich mir. Mit Frauen zusammen zu sein, gab es bisher nur in meinen Tagträumen und langen, stillen Überlegungen. Aber den Mut, sie umzusetzen, hatte ich nie. Die wenigen intimen Augenblicke mit Frauen, wie die Umarmung einer Freundin im Flur oder die Berührung am Arm, während wir miteinander lachten, fühlten sich gut an und machten irgendwie süchtig. Sie dauerten gerade so lange, dass ich mir des Verlangens nach mehr bewusst wurde, und jetzt hatte ich die Möglichkeit, mehr zu bekommen. Die Chance zu nutzen, solange sie sich mir bot.

›Was aber ist mit der Hölle?‹ Dieser finstere Ort wäre – laut der letzten Gemeinde, die ich besucht hatte – die Folge, wenn ich mich für sie entscheiden sollte. ›Ich kann *es einmal versuchen* und sehe dann, wie es ist.‹ Mein Herz und mein Gewissen bildeten die gegenüberliegenden Enden eines für mich unsichtbaren Seils, zerrten daran und warteten auf meine Entscheidung, wer herunterfallen sollte.

Während ich im Bett saß, war mein Gewissen so mitteilungsbedürftig wie immer. Aber es hatte mir nie so viel zu erzählen gehabt, oder vielleicht war dies der Fall, und ich hatte mich bloß daran gewöhnt, es zu ignorieren. Viele Male warnte es mich vor dem Rauchen oder davor, zu viel Alkohol zu trinken. Es warnte mich vor dem, was ich besser nicht sagen, anschauen oder an was ich nicht denken sollte – und ich hatte nicht einmal darauf gehört. Ich machte, was ich wollte. Mein Gewissen hatte wohl mehr Interesse an dem, was richtig ist, als an dem, was sich gut anfühlte und *mir* richtig erschien.

Mein Herz hingegen kannte mich. Es führte mich von Kindheit an – auch in braune Plastikhütten, die sich in den Spielecken irgendwelcher Grundschulklassen befanden. Ein paar Jahre später, als ich etwas älter war und im Haus einer Freundin pornografische Filme anschaute, sagte es mir, ich sollte weiter hinsehen, nicht davon berichten und mich an alles erinnern, was ich sah. Es wollte unbedingt, dass ich es auch in mein Zuhause hineinließ, wann immer meine Mutter schlief. Jetzt wollte das Herz einfach nur, dass ich frei war. So frei wie ein Glühwürmchen, das man in die Dunkelheit hinauslässt. Dort ist es dann von tiefster Nacht umgeben, und gerade dort in der Finsternis entfaltet sich seine ganze Leuchtwirkung.

Weder die Wände des Raumes, in dem ich mich befand, noch mein langsam immer mehr vernebeltes Gewissen oder die Tatsache, dass ich beschloss, die von ihm gestellten Fragen zu igno-

rieren, konnten Gott fernhalten. Er war da. Er konnte sehen, was mein Mund nicht aussprach, und hören, was mein Herz mir leise zumurmelte. Es ist dieselbe Täuschung wie im Garten Eden, in dem sich zwei Menschen, die gerade gesündigt hatten, zwischen den Bäumen versteckten (1Mo 3,8). Sie dachten, sie könnten sich vor dem alles sehenden Gott verbergen, doch die Sünde, die sie bekennen sollten, war offensichtlich. Gott geht auf sie zu, und obwohl er strafen muss, sind seine Gnade und seine Zuwendung da. Er fragt sie, wo sie sind. Nicht, weil er die Antwort nicht kennt, sondern um ihnen die Möglichkeit zu einem Bekenntnis zu geben. Nicht nur, damit sie sagen, wo sie sind, sondern auch, *warum* sie sich dort aufhalten. Es sind die Leugnung der Sünde, die mangelnde Bereitschaft zum Bekenntnis, die Missachtung der Tatsache, dass Gott alles über uns weiß, und die daraus erwachsende Angst, die keinen Raum zur Buße mehr lassen. Menschen, die sich haben täuschen lassen, denken, sie können sich erfolgreich vor Gott verstecken.

Wohin sollte ich gehen vor deinem Geist
und wohin fliehen vor deinem Angesicht?
Führe ich auf zum Himmel: Du bist da;
und bettete ich mir im Scheol: Siehe, du bist da.
Nähme ich Flügel der Morgenröte,
ließe ich mich nieder am äußersten Ende des Meeres,
auch dort würde deine Hand mich leiten
und deine Rechte mich fassen.
Und spräche ich: »Nur Finsternis möge mich umhüllen,
und Nacht werde das Licht um mich her« –
auch Finsternis würde vor dir nicht verfinstern,
und die Nacht würde leuchten wie der Tag,
die Finsternis wäre wie das Licht (Ps 139,7-12).

Mein Geheimnis war überhaupt keins. Meine Sünden waren stets vor ihm. Und mein Gewissen bezeugte mir, dass ich mich nirgendwo verstecken konnte. Gott hörte zu und war bereit, mir zu begegnen. Anders, als ich es erwartet hätte. Mit einer Stimme der Wahrheit, die sagt: »Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit« (1Jo 1,9). Aber ich wollte nicht, dass er mir zuhört und vergibt. Ich hörte nur auf die Stimmen, die mich vom Licht wegführten. Ich wollte die Freiheit, die sich im Dunkeln versteckte.

Ich hatte gehört, wie Christen über Freiheit sprachen und wie sie jedem Einzelnen von ihnen geschenkt wurde, als Gott in sein Herz kam und es von seiner Verhärtung befreite. So konnten sie ungewöhnliche Dinge tun wie »gehorsam sein« und »seinem Wort vertrauen«. Aussagen, die für jemanden, der wie ich den Ungehorsam liebte, genauso unsinnig klangen wie Sklaverei.

Wenn ich ehrlich zu mir war, war mir klar, dass ich eine homosexuelle Liebe mit *ihr* teilen wollte. Da ich nur über die sozialen Medien mit ihr Kontakt hatte, bekam ich die Gelegenheit, ihr die Wahrheit zu sagen, ohne sehen zu müssen, was sich dabei auf ihrem Gesicht abspielte. Als sie meine Nachricht las, kehrte wohl das Grinsen in ihr Gesicht zurück und verwandelte sich in das Lächeln eines Menschen, dessen Annahme sich als richtig erwiesen hatte. Ich bekam ihre Antwort und fühlte mich leicht wie eine Feder. Als würde das Dach über meinem Kopf aufbrechen und ich hindurchfliegen, schlug ich auf dem Weg nach draußen mit dem Knöchel gegen die frisch aufgerissene Kante. Für mich bedeutete das mehr als für sie. So erkundete ich die Welt und den Platz, den ich in ihr hatte. Sie war gleichsam nur die Triebkraft. Ich brauchte sie, um meinen Beinen zu sagen, wie wichtig der Himmel sei. Wie man dort oben ganz ohne Gehen auskommen würde.

Dass man zum Fliegen weder Arme noch Beine benötigte. Man musste nur loslassen und zusehen, wie schnell der Nachthimmel einen mitnahm. Gelegentlich öffnete sich mein Mund, und die Dunkelheit blies durch meine Zähne und legte sich schließlich um meine Zunge. Wer konnte schon wissen, dass sich Freiheit so anfühlte?

Ich schloss die Tür hinter mir und führte sie nur mit meiner Stimme hinter das Haus. Ohne fürchten zu müssen, dass mein auf ihr verweilender Blick auffiel, beobachtete ich, wie sie vor mir ging. Hinter dem Haus meiner Mutter (sie war gerade bei der Arbeit) befand sich ein Wintergarten. Pflanzen, die sie nach Menschen benannt hatte, welche ihr nie begegnet waren, füllten den Raum. Überall stand Grünzeug herum. Ich setzte mich neben »Lavinia« und hörte das Klicken eines Feuerzeugs. Es brauchte einige Versuche, bis eine Flamme erschien und der Blunt⁸ Feuer fing. Doch es dauerte nicht lange, bis man den Eindruck hatte, als würde sich der ganze Raum mit Rauch füllen. Er drang in jede Ecke und ließ aus dem Wintergarten eine neblige Version des Mondes werden. Nachdem sie selbst einige Züge genommen hatte, gab sie den Blunt an mich weiter. Ich atmete die kühle Nachtluft ein und hauchte noch die Bitte »Setz dich«.

Wir machten es uns in dem rauchverhangenen Raum so lange gemütlich, wie der Nebel anhielt. Unsere Nähe fühlte sich anders an, als Prediger es beschrieben hatten. Sie sagten, sie sei Ausdruck einer unnatürlichen Beziehung. Manchmal folgte danach noch der clevere Reim, dass Gott »Adam und Eve, nicht Adam und Steve«⁹ geschaffen hatte. Für mich änderte ihr kleiner »Psalm«, der mir damals albern vorkam, nichts daran, dass es sich in ihrer Nähe gut

8 A. d. H.: Zumeist mit Marihuana gefülltes Tabak- oder Hanfblatt. Wie eine Zigarette zusammengerollt, wird ein Blunt ähnlich wie ein Joint geraucht.

9 A. d. H.: Der Reim geht zurück auf die konservativ-christliche Wendung »God made Adam and Eve, not Adam and Steve« (»Gott schuf Adam und Eva, nicht Adam und Steve«), die in kritischer Distanz zur Homosexuellen-Bewegung entstand.

anfühlte. Was diese Prediger als seltsam bezeichneten, war für mich natürlicher, als es Heterosexualität je gewesen war. Ihr ganzer Körper gab mir das Gefühl, in mir zu Hause zu sein. Ich drückte sie fester an mich, da ich nicht wollte, dass sich alles wieder zu einem Traum verflüchtigte, in dem ich nur im Schlaf lesbisch war.

Sie bemerkte, dass ich sie über ihre Schulter ansah und lächelte. Diesmal hatte das Ganze etwas Überraschendes an sich. So, als würde man ein Glühwürmchen mehr am Himmel sehen, als man erwartete. »Was?«, fragte ich sie. Sie lernte offensichtlich etwas über mich, und ich wollte, dass sie es laut aussprach. »Du bist eindeutig schon immer lesbisch gewesen.« Ich blickte hinauf in ihre mädchenhaften Augen und grinste.

2007

»Du solltest dich heute Abend wie ein *Stud*¹⁰ anziehen«, sagte meine neue Freundin und legte ihre sonnenbeschienenen Beine über Kreuz, während sie auf meinem Bett saß. Ein paar Monate waren vergangen, seitdem ich mit der Frau zusammen war, die mich in die Welt eingeführt hatte, in der Frauen sich küssten und Gefallen daran fanden. In der Community homosexueller Afroamerikanerinnen lernte ich schnell, dass sie untereinander anders sprachen als die heterosexuelle Welt um sie her.

Heterosexuelle bezeichneten Mädchen mit Handtaschen, langen Fingernägeln, Lipgloss, hohen Absätzen, modischen Kleidern und passenden Röcken – die so reden, als hätten sie einen Freund statt einer Freundin – als normal aussehende Mädchen. Wir dagegen nannten ein solches Mädchen »Fem«. Das Wort *Tomboy*¹¹ hat Menschen wie mich lange Zeit beschrieben – Mädchen jener Art, die Handtaschen, Kleider, Lipgloss und Röcke hassten und stets etwas aggressiver redeten, als man es in Bezug auf Mädchen für angemessen hielt. Aber in dieser neuen Umgebung, wo der Regenbogen immer gut sichtbar war, auch wenn die Sonne nicht schien, bekam ein *Tomboy* normalerweise einen neuen Namen: *Stud*. In meiner Beziehung hatte ich das Rollenverhalten eines *Stud* bereits angenommen. Ich öffnete Türen, bezahlte das Essen, gab – wenn nötig – Schutz, ging immer voran, wurde nie an der Taille gehalten, neigte mich nur

10 A. d. H.: Begriff, der lesbische Frauen beschreibt, die eher maskulin sind, z. B. in ihrer Kleidung, in ihrem Verhalten oder in ihrer Rolle, die sie ausfüllen.

11 A. d. H.: Als *Tomboy* werden meistens junge Mädchen bezeichnet, die ein sehr »junghaftes« Verhalten haben und manchmal auch lieber ein Junge als ein Mädchen sein möchten.

nach vorn, wenn sie beim Umarmen meinen Nacken fassen musste, und zog sie an mich, nur um sie daran zu erinnern, dass ich stärker war als sie. Und jetzt wollte sie, dass ich mich anzog, wie ich redete. Ihrem Willen gemäß sollte ich es zulassen, dass meine ganze »Männlichkeit« in meiner Kleidung zum Ausdruck kam.

Von einem befreundeten Jungen, der fünf Häuser von meiner Wohnung entfernt lebte, lieh ich mir eine Jeans. Ich glitt mit einem Bein hinein, und zwischen meinem linken Bein und der Schrittlänge fühlte es sich wie Elektrizität an. Die elektrisierende Wirkung hörte erst auf, als sie mein Gesicht erreichte und sich in ein Lächeln verwandelte. Ich lachte, nur um die Erregung unter Kontrolle zu halten. In das andere Hosenbein schlüpfte ich ebenso leicht hinein, und in meinem rechten Bein verspürte ich dieselbe elektrisierende Wirkung. Dieses Gefühl umkreiste mein Knie und ließ unter dem übergroßen, langärmligen roten T-Shirt meinen Torso hinter sich, bis es meine Hände erreichte. Ich zog die Hose bis zur Taille hoch und ließ sie ein bisschen absacken, sodass sie etwas durchhing wie bei den Männern, die ich kannte.

Es half nichts, dass ich in den Augen der Welt um mich her nicht mädchenhaft genug war. Mit zunehmendem Alter distanzierte ich mich von dem, was manche für feminin hielten. Rosa war hässlich, deshalb trug ich es nicht. Kleider waren peinlich, darum zog ich sie nicht an. Handtaschen waren lästig, deswegen hatte ich keine. Diese Dinge entsprachen nach Meinung mancher genau dem, was Mädchen *zu dem macht, was sie sind*. Es zählte nicht, dass wir Mädchen X-Chromosomen besitzen, denen zufolge sich bestimmte körperliche Merkmale herausbilden und sich z.B. unser Becken weitet, um eines Tages Leben aufnehmen zu können. Oder dass in uns nicht der Instinkt zu finden ist, sich für einen Kameraden dem Kugelhagel auszusetzen, sondern das erste freundliche Gesicht zu sein, das er sieht, nachdem er verwundet und zu Boden gestreckt worden ist. Seinen Kopf und seine Hand zu halten und dabei mit

einer Frauenstimme zu sagen: »Alles wird gut.« Es zählte nicht, dass unser Körper im Vergleich zu dem der Männer mehr Fleisch als Muskeln aufweist und einen größeren Nährstoffbedarf hat oder dass sich unsere Brust in der Pubertät herauszubilden beginnt, wie dies bei einem Jungen nie der Fall sein wird. Es hatte keine Bedeutung, dass wir alle auf dieselbe schamhafte Weise lachten, weil wir nicht darauf vorbereitet waren, in der Schule unsere Tage zu bekommen – wir haben die Jungen nicht gefragt, wie es sich anfühlte, als sie »ihr erstes Mal« erlebten. Warum sollten wir auch? Sie waren anders. Jungen bluten nur, wenn sie beim Spielen unachtsam sind und wenn sie zu hart kämpfen. Wir bluten von Natur aus. Von der Physis her, wie sie sich in meinem Körper zeigte, nannte man mich »Frau«.

Aber die Gesellschaft stellt Frauen als Menschen hin, die sich abarbeiten, und Männer als Personen, denen jeder zuhören sollte, wenn sie reden. Beide Versionen spiegeln nicht hinreichend die Realität wider. Das wurde mir immer klarer.

Soweit wir wissen, kamen Identität und der Grundgedanke des Guten zusammen in diese Welt. Als Gott Adam und Eva erschuf, waren sie seine Geschöpfe in seinem Bild. Er wollte, dass sie sich von den Sternen, Pflanzen und Tieren unterschieden. Sie sollten nicht so sein wie die anderen Schöpfungswerke, die zwar schön, aber seelenlos sind. Mit ihrem Körper, ihrem Geist und ihrer Seele sollten sie die Wesensart Gottes auf der Erde ein Stück weit zum Ausdruck bringen. Gottes Ebenbildlichkeit zu verkörpern, machte den Kern ihrer Identität aus. Durch ihr Leben sollte die Welt erkennen, für wen und aus welchem Grund sie geschaffen wurden. Gleichzeitig hat Gott sie auch ganz unterschiedlich voneinander geschaffen.

Gott hat sie als Mann und Frau geschaffen (1Mo 5,2). Dieses Konzept wurde nicht von einer Person oder einer Gruppe oder

der Gesellschaft oder der Kultur oder von Amerika erfunden. Vielmehr hat Gott es benutzt, um zu beschreiben, als was er die ersten Menschen erschuf und worin ihre schöpfungsmäßige Bestimmung bestand. Aus der Hand des einen Schöpfergottes gingen zwei unterschiedliche Körper hervor. Und nachdem er sie gemacht hatte, schaute Gott sie und alle anderen Schöpfungswerke an und nannte sie alle gut. Die Pflanzen? Gut. Die Sterne? Gut. Die Flossen der Fische? Gut. Wie stand es mit Adam und Eva? Was war mit ihren Augen und damit, dass ihr Verstand sie ein und dieselbe Sache durch eine unterschiedliche Brille sehen ließ? Oder mit ihren Händen? Mit denen von Adam, groß und stark? Und mit denen von Eva, klein und zierlich? Oder mit Evas Stimme und damit, dass sie wie der Morgen klang, und mit Adams Stimme, die viel tiefer war als die ihre? Oder mit seinen Brauenknochen, stark wie eine Faust? Oder mit ihrem Gesicht, zart und schön? Von alledem sagte Gott, dass es *sehr gut* war. Warum? Weil ein guter Gott es geschaffen hatte.

Die Sünde hasst alles Gute, und als sich Adam und Eva entschlossen, darin zu leben, geschah etwas Aufschlussreiches. Als sie die Frucht aßen und dadurch gegen Gott sündigten, gingen ihnen die Augen auf, und das Erste, was ihnen auffiel, war ihr Körper. Sie waren nackt, und jetzt wussten sie es. Nichts hatte sich verändert, und doch war alles anders geworden. Die beiden Körper waren noch dieselben wie vor dem Zeitpunkt, da sie dem Teufel geglaubt hatten. Jetzt aber spielte die Sünde eine Rolle im Blick darauf, wie sie sich selbst sahen. Was zuvor schön war, war nun ein Grund, sich zu schämen. Ihr Körper erinnerte sie an ihre zerbrochene Beziehung zu Gott und zueinander.

So wie die Sünde meine Gefühle für sich vereinnahmt hatte – und in mir das Verlangen nach allen unnatürlichen Dingen wachrief, sodass ich sie unbedingt genießen wollte –, zog sie auch meinen Verstand in ihren Bann. Wie ein umgekehrter Rahmen zog

ich mich in mich selbst zurück und konnte das Ganze nicht klar, sondern nur undeutlich erkennen. Es schien, als würde der Körper, in dem ich lebte, in den falschen Kleidern stecken. Ein anderes Shirt sah besser aus – wärmer, leichter anzuziehen. Meines kam mir komisch, unbequem und kratzig vor, wobei ich es unmöglich ablegen konnte. Wäre ich imstande gewesen, das von Gott erschaffene Gute in allem zu sehen, was er gemacht hatte (wozu ich selbst und mein Frausein gehörten), dann hätte ich problemlos verstanden, dass mein Körper eingeschlossen war in den Worten aus Kolosser 1,16: »Denn durch ihn sind alle Dinge geschaffen worden, die in den Himmeln und die auf der Erde, die sichtbaren und die unsichtbaren, es seien Throne oder Herrschaften oder Fürstentümer oder Gewalten: *Alle Dinge sind durch ihn und für ihn geschaffen.*« Meine Hände, Beine, Hüften, Hormone, Genitalien, Füße, Finger und Gefühle sowie meine Stimme sind von ihm und *für ihn* gemacht worden, und dazu gehörten auch mein Kopf und mein Gesicht. Über diesen Körper konnte ich offensichtlich nicht frei verfügen – er wurde mir von jemandem und für jemanden *gegeben*. Jemand, der ihn herrlich gemacht hatte, sodass ich mich deswegen nicht schämen musste. Bis ich Gott jedoch kennenlernte, bestand meine Identität nur aus einem Zerrbild dessen, was er mir eigentlich zgedacht hatte.

Wir waren an jedem Wochenende dort. Es war der einzige Ort, an dem wir nebeneinander schlafen konnten, ohne uns darum kümmern zu müssen, wer ins Schlafzimmer kam. Während ihre Hand meinen Unterarm festhielt, betraten wir das Hotelfoyer. Weil niemand an der Rezeption war, setzten wir uns und warteten. Wir waren schon fast sechs Monate zusammen, aber die Zeit spielte keine Rolle, wenn wir uns berührten. Sie war größer als ich, aber schön wie ein neugeborener Schmetterling, wobei ich sie durch eine Freundin kennengelernt hatte. Anfangs schickten wir uns nur

hin und wieder eine SMS. Ich hatte bereits eine Freundin – fast eineinhalb Jahre –, aber ich wollte gelegentlich ein neues Lachen hören. Wie meine Ex-Freundin vorgeschlagen hatte, schlüpfte ich in die Rolle eines *Stud*, und bei den Frauen in der Szene kam ich gut an, was immer ich auch tat. Unter einer Hutkrempe sah mein Gesicht wohl besser aus. Sie alle sagten Dinge, die ich noch nie über mich gehört hatte. Hauptsächlich ging es darum, dass ich gut ankam.

Sie begehrten mich. Ich liebte *es*, nicht *sie*. Mit zwei Ausnahmen: jene, die mir half, aus meiner kleinen Welt auszubrechen, und die, die neben mir saß.

Die Tür flog auf und krachte gegen die Wand dahinter, sodass man hören konnte, wie die Tapete aufriss. Noch vor seinem Gesicht bekam ich seinen Rücken zu sehen. Er ging durch die Tür und trat hinter den Rezeptionsschalter wie ein 1,93 Meter großer Tornado. Auffällig waren seine raue Haut und die umherstreifenden Augen, die nach etwas oder jemandem suchten. Gerade erst angekommen, ging er schon in den nächsten Raum. Nach wem er auch Ausschau hielt – der Betreffende war weder im Foyer noch hinter dem Schalter oder draußen.

Meine Freundin warf mir einen Blick zu. Während dieser wild entschlossene Mann durch das Foyer wirbelte, wick die Unbeschwertheit aus ihren Augen, die ich zuvor darin gesehen hatte. Sie sagte nichts und alles gleichzeitig. Zwischen ihrem Blinzeln hörte ich etwas wie: »Ich habe Angst vor ihm, vor der Situation. Wirst du mich beschützen, wenn er zurückkommt? Kannst du ihn aufhalten, wenn er zurückkommt, sodass es mich nicht trifft?« Meine Reaktion bestand aus einem wortlosen »Nein«. Als ich hörte, wie seine mächtige Stimme durch die Wände dröhnte und ich seine Arme mit meinen verglich, fühlte ich mich wie eine Frau. In diesem Moment sagten die Augen meiner Freundin dasselbe wie die meinen.

Ich wollte mich jemandem zuwenden, der voller Testosteron war, und ihn bitten, stark für uns beide zu sein. Ihn bitten, alles zusammenzutragen, was Gott ihm für einen derartigen Zeitpunkt gegeben hatte, und uns zu beschützen. Ich konnte meine Freundin oder mich nicht beschützen. Und das wusste ich. Das zu wissen, ärgerte mich insgeheim. Es war ein höchst ungünstiger Zeitpunkt für mein Gewissen, mich an die Realität zu erinnern. Diese Kleider, diese Frauen, diese Träume, diese Stimme, der meine Freundin sich unterwarf, dieser schwere Gang, der meine Mutter zurückschrecken ließ – entsprach all das nicht der Wahrheit? Bedeuteten diese Dinge nicht, dass ich mich erfolgreich verändert hatte? Konnte ich nicht sein, was ich sein wollte? Zwischen mir und Gott stand mein Gewissen, und tief im Innern spürte ich, dass mein Frausein unbestreitbar real war. So sehr ich geglaubt hatte, ich wäre dazu imstande – aber in der Gegenwart eines wirklichen Mannes wusste ich, dass es einen natürlichen Unterschied zwischen uns beiden gab, den selbst meine tiefe Stimme nicht überbrücken konnte. Im Nachbarraum erschütterte seine Stimme noch immer die Wände. Je lauter sie wurde, umso stärker musste ich an meinen Vornamen denken.

2007

Ich hatte mich immer gefragt, ob meine Mutter wusste, dass ich lesbisch war. So gut, wie ich konnte, versuchte ich, mein Mädchen in ihrer Gegenwart wie eine einfache Freundin zu behandeln. Selbst wenn ich den Wunsch hatte, die Hand meiner Freundin zu halten, wenn ich sie lange und voller Lust anstarren wollte oder sie beobachtete, wie sie sich durch das Zimmer bewegte, dann musste das alles warten, bis wir allein waren. Jeder, der wusste, was Intimität bedeutet, hätte gespürt, dass wir genau darauf bedacht waren. Wir saßen zu dicht beisammen, als dass es hätte Zufall sein können. Vor den Augen unserer Eltern wirkten unsere Umarmungen inszeniert. Wir lächelten anders – liebevoll, in Gesprächen, die irgendwie nicht dazu passten. Bevor sich unsere Mundwinkel wieder nach unten bogen, hielten wir inne. Wir fingen uns und drehten schnell unseren Kopf weg wie zwei Kinder, die ertappt wurden, als sie ungehorsam waren. Aber meine Mutter sah es dennoch. Sie sah alles.

Ich hasste Talk-Sendungen im Radio, aber indem meine Mutter diese hörte, gelang es ihr, gut in den Tag zu starten. Wir beide, Mutter und Tochter, Chefin und Mitarbeiterin (ich arbeitete mit ihr im gleichen Restaurant, in dem sie meinem Vater 18 Jahre zuvor begegnet war), fuhren während der Woche morgens zusammen zur Arbeit. Dieser Morgen sah geradewegs aus wie ein Mittwoch mit den Lasten eines Montags. Der Discjockey redete in einem fort, wobei er über nichts sprach, was für mich wichtig gewesen wäre. Hinter der Autoscheibe rauschte jedes Haus an uns vorbei, während wir vorüberfuhren. Auf die Fassaden zu schauen, war eine willkommene Ablenkung von der nervenden Stimme, die aus den

Lautsprechern kam und meine Mutter zu Äußerungen wie »hm« und »mmh« veranlasste.

Jetzt tönte eine andere Stimme aus den Lautsprechern. Worüber hatte sie seit etwa einer Minute gesprochen? Ich wusste es nicht, aber am Ende ihrer Ansprache redete sie meinem Empfinden nach anekdotenhaft.

Sie beschrieb, wie sich die Person, um die es ging, anzog, wie dies das erste Zeichen war. Wie diese Person dann eine Freundin hatte, die in ihr Haus kam, nur um am nächsten Tag nach der Schule wiederzukommen. Wie sich diese Person und ihre Freundin so seltsam verhielten, dass sich jedes Mal ihre linke Augenbraue hob, wenn die Freundin dieser Person vorbeikam.

»Haben Sie mit Ihrer Tochter über die Dinge gesprochen, die Ihnen auffielen?«, unterbrach sie der Discjockey. »Ja, natürlich. Ich brachte es zur Sprache, und sie bestritt es und sagte nur: ›Mama, sie ist nur meine Freundin.‹ Aber ich glaubte ihr nicht. Ich wusste, was sie war; ich wartete nur darauf, dass sie es mir sagte.«

Ich schaute noch immer aus dem Fenster, weil ich den Eindruck vermeiden wollte, dass das Radio meine volle Aufmerksamkeit hatte, und hörte widerwillig dem zu, was diese Frau über ihre Tochter zu erzählen hatte. Ihre Tochter schien mir ähnlich (sie zog sich sogar an wie ich). Die Freundin ihrer Tochter glich meinem Mädchen. Und dann sprach diese Mutter darüber, wie sie beide ansah, wenn sie alle miteinander im gleichen Raum waren. Sogar dies erinnerte mich plötzlich an das Misstrauen, mit dem meine Mutter mich beäugte, wenn sich meine Freundin und ich in ihrer Nähe befanden. Wieder unterbrach sie der Discjockey: »Danke, dass Sie Kontakt zu uns aufgenommen haben! Okay, wir haben Eltern in der Leitung, die die Frage beantworten möchten: ›Wie haben Sie gemerkt, dass Ihr Kind homosexuell ist?‹ Der nächste Anrufer ...«

Meine Mutter drehte die Lautstärke etwas auf.

Ein weiterer Studiogast redete über mich, ohne meinen Namen zu benutzen, bevor meine Mutter das Auto parkte, und die Stimme verstummte. Ich schluckte und blickte wieder aus dem Fenster, doch diesmal, um die Tränen zu unterdrücken.

»Bist du das?«, meinte sie. Sie schien sich der Antwort sicher und war traurig, dass sie hatte fragen müssen.

»Ja.« Es war ein gebrochenes, aber ehrliches Ja. Nachdem es erst einmal ausgesprochen war, spürte ich nur noch Kummer.

Meine Mutter schaute nach draußen und nahm all ihre Kraft zusammen. »Ich wusste es«, sagte sie. Und ich wusste, dass sie es wusste. Ich wollte nur nicht, dass sie die Wahrheit aus meinem Mund erfuhr, bis ich von zu Hause ausgezogen war. Neben dem Flur, in meinem Zimmer, vor meinem Bett, zwischen den Wänden, lebte ich meine Homosexualität aus.

Alle meine Freunde wussten es und liebten mich trotzdem. Ich hatte keine Angst, ihnen ins Gesicht zu sehen. Das galt auch dann, wenn sie mir den Rücken zuwandten, nachdem ich ihnen gestanden hatte, wer ich war. Ihre Akzeptanz war leicht zu gewinnen – eine unter Freunden gängige Währung. Aber mein Coming-out wurde von einer anderen Person eingeleitet. Von einer Stimme, vom genau an der richtigen Stelle platzierten Detail einer Radiosendung, in der jemand anders für mich sprach.

Das Gesicht meiner Mutter wollte ich dabei am wenigsten sehen. Ich dachte, wenn ich ihr sagen würde, dass ich die Freundin der Tochter von jemandem war, würde das ihre Gesichtszüge verdüstern. Ich stellte mir vor, sie würde sich verraten fühlen. Ich konnte sehen, wie sie sich meine Hochzeit ausgemalt hatte – während sie in der ersten Reihe saß und ein Mann und ich vor dem Altar standen. Jetzt war alles zu einem Märchen geworden. Und Kinder? Ach, Kinder! Ich sah sie weinen, weil sie nicht miterleben durfte, wie sich mein Bauch rundete. Wie sehr würde es sie betrüben, wenn meine Freundin für uns beide Kinder austrug! Zu-

sehen zu müssen, wie sich ihre Tochter wie ein Vater verhielt, würde unweigerlich all ihre Träume von Normalität zerschmettern. Ich wollte diese Enttäuschung nicht sehen oder nicht hören, wie sie in Worten zum Ausdruck gebracht wurde. Aber so kam es. Ich konnte es nicht vermeiden, dass ihr das Ausatmen schwerfiel. Dann sagte sie: »Ich liebe dich, wir werden später darüber reden.«

Ich wollte nicht darüber sprechen. Mit Reden hatte das alles angefangen.

Das Coming-out fühlte sich besser an, als ich dachte. Schränke waren für Kleider da und nicht dazu, dass sich Menschen darin versteckten. Oberflächlich gesehen, konnte ich jetzt befreiter ein- und ausatmen, während ich in der Öffentlichkeit den Arm um die Taille meines Mädchens schlang. Nach einer Weile wurde es normal, dass man uns ansah, als seien wir Lichter in einem Raum. Mütter, Väter, Kinder, Großeltern, heterosexuelle Männer und Frauen, Verkäufer, Polizisten, Menschen im Bus, Passanten – jeder starrte uns an. Saint Louis war nicht allzu weit von der Kultur der Südstaaten (»Heiligkeit oder Hölle«) entfernt, die im Grunde jedem Beobachter durch die Gene weitergegeben wurde. So viele in dieser Großstadt müssen geglaubt haben, dass mich schon ein fürchterlicher Gesichtsausdruck zur Bibel greifen ließ. Und wenn nicht, dann schauten die Betreffenden uns an, weil sie nicht anders konnten. ›Wie seltsam, dachten sie, ›da sind zwei ineinander verliebte Frauen.«

Je nachdem, in welchem Viertel man wohnte, begegneten die Menschen einem mit einem Grinsen im Gesicht. Das galt auch für uns – dieselbe Art von Grinsen, das man im Sommer am Rande von Homosexuellen-Paraden sah. Und das fühlte sich echt gut an. Während sie von einem Ohr zum anderen grinnten, war ihre umfassende Sympathie ebenso spürbar wie die Tatsache, dass sie es wagten, ihre Akzeptanz zu zeigen. Auch sie starrten uns an, aber ihr Blick war nicht anders als der von Fremden auf zwei Turtel-

tauben, deren Flügel einander umarmen. Sie schauten zu, um an unserer Liebe teilzuhaben – nicht, um sie zu verurteilen. Was die Bibel an den bekannten Stellen über eine derartige Beziehung sagte, war weniger wichtig, wenn ich in ihrer Nähe war, und geriet teilweise in Vergessenheit. Ihr freudiges Grinsen widersprach meinem Gewissen so sehr, dass es mich durcheinanderbrachte. Verwirrung breitete sich aus, wenn ich daran dachte, wie Gott etwas missbilligen konnte, was vielen hetero- und homosexuellen Menschen ein Lächeln ins Gesicht zauberte. So sehr ich glauben wollte, dass auch Gottes Angesicht mir freundlich zugewandt war, wenn er an mein Leben dachte, war mir doch bewusst: Dies war nicht der Fall.

Mein Gewissen redete den ganzen Tag zu mir. Am Morgen erinnerte es mich an Gott. Ein paar Minuten vor Mittag musste ich erneut an Gott denken. Am Abend war es am deutlichsten. Umgeben von der Dunkelheit der Nacht ruhte mein Kopf vor dem Einschlafen entspannt auf dem Kissen, und ich dachte über Gott nach. Ich war von der Schrift fasziniert und las recht viel darin, um gegen die Langeweile anzukämpfen. Wenn dies etwas bewirkt hatte, dann war es ein Bewusstsein, das ich nicht abschütteln konnte, selbst wenn die Erde erschüttert werden sollte. Es stellte mir die Wahrheit über mich und Gott klar vor Augen. Ich war *sein* Feind (Jak 4,4). Wie konnte ich, ein Feind Gottes, ruhig schlafen, wenn ich doch wusste, dass er die ganze Nacht über mich wachte?

Während meine Gedanken in die andere Richtung schweiften, musste ich an Liebe denken und daran, dass Gott *Liebe* ist. Wenn es danach aussah, dass mein Gewissen zu mir sprechen wollte, erinnerte ich mich an Jesus. Ich dachte an seine Hände, mit denen er Sünder zu sich rief. Er winkte mit ihnen ununterbrochen und ohne Zögern hin und her, als würde er jedes Mal sagen: »Kommt. Bitte kommt. Wo sonst könnt ihr hingehen und Leben finden, wenn ihr euch nicht mir zuwendet? Kommt, all ihr Sünder, kommt.« Es

war nahezu unmöglich, angesichts all dieser Gedanken und Bilder einschlafen zu wollen.

Keisha war gläubig und zugleich meine Cousine. In meinem Telefon hatte ich nur wenige Rufnummern von Christen gespeichert, und noch weniger, die ich anrufen und mit denen ich reden konnte, ohne einen einseitigen Dialog über das dritte Buch Mose zu riskieren. Gott war mir auf der Spur. Weil Keisha ihn schon kannte, hoffte ich, dass sie mir verstehen half, warum er das tat. Sie wusste ebenso wie Gott, dass ich lesbisch war. Warum also redete er so viel zu *mir*? Und was musste ich jetzt nur tun?

»Keisha ... ich habe das Gefühl, dass Gott mich ruft.«

»Okay.« Ich spürte, wie sie nickte. »Warum glaubst du das?«

»Weil ... es ist so, dass ich einfach diesen Eindruck habe. Was immer ich auch tue, ich spüre, wie Gott meine Aufmerksamkeit haben möchte. Sogar wenn ich mir meiner eigenen Identität bewusst bin, spüre ich, wie falsch das ist, was ich da gerade mache.«

»Mmhmm.«

»Die Sache ist aber die, dass ich Gott nicht in meinem Leben haben will. Also, ich will das wirklich nicht.«

Sie kannte mich, seitdem ich den Mutterleib verlassen hatte, da sie mehr als zehn Jahre älter war als ich. Sie atmete tief ein, als würde sie während ihres Redens ein Stoßgebet (»Gebrauche mich, Gott«) emporschicken. Dann sagte sie: »Ich habe für dich gebetet. Als du mir sagtest, du seiest lesbisch, habe ich mir die Schuld dafür gegeben und gesagt: ›Gott, hätte ich mich mehr in ihr Leben einbringen sollen?‹ Ich dachte, es *muss* daran gelegen haben, dass ich etwas falsch gemacht hatte. Aber Gott sagte mir, dass ich nur für dich beten sollte.«

Ich sagte nichts, weil ich ihren Gedankengang nicht unterbrechen wollte. »Dann sagte Gott mir, ich solle dich ihm überlassen und mir keine Sorgen machen. Aber ich sagte zu Gott, wie sehr ich dich liebe, weil ich einfach nicht wusste, wie ich Abstand davon

gewinnen konnte, und weißt du, was er mir sagte?« Sie lachte ein bisschen, so als wollte sie mich auf eine Pointe vorbereiten. »Er sagte mir: ›Ich liebe sie mehr, als du es tust.‹ Und seitdem habe ich nichts getan, als für dich zu beten.« Sie lachte wieder in sich hinein, so als wüsste sie etwas, was ich nicht wusste. »Ich mache mir keine Sorgen um dich, Jackie. Gottes Hand ist über dir, und er tut, was er tun muss, um dir zu zeigen, wie sehr du ihn brauchst.«

Nachdem das Gespräch mit einem Gebet zu Ende gegangen war, war ich noch verwirrter als vor unserem Telefonat. ›Gott wird mir zeigen, wie sehr ich ihn brauche? Er liebt mich mehr, als sie mich liebt? Was bedeutet das denn?‹, dachte ich. Das Einzige, was einen Sinn ergab, war, dass jemand offenbar mit Gott über mich gesprochen hatte und dies der Grund dafür war, warum er mich nicht aufgab. Was immer der oder die Betreffende von Gott für mich erbeten hatte – es versetzte meine kleine sündige Welt in Aufruhr. Es war verwirrend, mit diesem Wissen weiterzuleben. Obwohl ich versuchte, meinen Weg (als Lesbe) ohne Wenn und Aber weiterzugehen, schien alles, was ich liebte – in erster Linie ich selbst und meine Freundin –, zu verschwimmen. Obwohl nichts klar war, konnte ich Gottes laute Stimme hören, die sagte: »Komm!«

Ich fing an, mehr als sonst zu rauchen, weil ich meinte, Gott dadurch auf Distanz halten zu können. Der dicke tanzende Rauch füllte meinen Körper. In dieser Situation erschien mir das alles so unwirklich: der Kampf um meine Seele, die Wahrheit, die Schrift und die Tatsache, dass die Hände Christi (vor allem die blutenden, ausgestreckten Hände) die Sünder willkommen hießen – auch den, der neben ihm starb. Solange seine Hände nicht die meinen fassen und sie als Zeichen der Kapitulation meines Willens Richtung Himmel heben würden, würde ich nichts tun, als Widerstand zu leisten.

»Tut mir leid, was mit deinem Dad passiert ist.« Diese kurze SMS als Zeichen der Anteilnahme kam von einer Freundin, die es vor mir erfahren hatte, ohne zu wissen, dass ich noch nicht informiert worden war. Ich starrte auf das Display. Während ich die Worte las und meine Augen bat, sie anders zu verstehen, stand mein Herz still. »Was meinst du?« Meine Reaktion war ehrlich. Dieses »Tut mir leid« hätte eine Entschuldigung für vieles sein können: Vielleicht hatte sie vom distanzierten Verhältnis zwischen meinem Vater und mir gehört und bedauerte es. Oder davon, dass ich ihn nie mit »Daddy« angesprochen hatte (worauf er bei unserem letzten Gespräch Bezug genommen hatte). Es waren überhaupt keine Namen genannt worden. Kein bei der liebevollen Anrede gewähltes Pronomen passte, um zu beschreiben, wie er mir gegenüber gewesen war. Ich hatte die unehrlich klingenden Wörter wie »Dad«, »Daddy«, »Vater« oder »Papa« übersprungen und war direkt zu den Dingen übergegangen, die gesagt werden mussten. Dabei hatte ich darauf geachtet, ihm unmittelbar in die Augen zu schauen. Oder tat es meiner Freundin leid, dass er sich nur 15 Minuten vom Ort der Abschlussfeier entfernt aufgehalten hatte, aber nicht anwesend gewesen war? Oder dass ich mich nur daran erinnerte, wie er mir an 18 Geburtstagen durch den Rauch einer einzigen ausgeblasenen Kerze zugelächelt hatte? Unser letztes Treffen lag ein Jahr zurück. Seitdem ich das schiefe Lächeln und die unterbrochene Augenbraue gesehen und diese nüchterne Stimme gehört hatte, auf die ich meine ganze Rebellion zurückführte. Aber sie wusste nichts über das vergangene Jahr oder all die Jahre davor. Sie wusste nur, was ich nicht glauben wollte. Mein Vater war jetzt verschwunden, dieses Mal für immer.

Die Nachricht schockierte mich. Etwas in mir hatte stets auf den Tag gehofft, an dem er mich nicht nur hin und wieder, sondern für immer lieben würde. Ich ging in mein Zimmer, legte mich aufs Bett und drückte meine Tränen in das Kissen. Es war nicht so,

dass seine Abwesenheit für mich ungewohnt war. Ich wusste jedoch nicht, wie ich damit umgehen sollte, dass er nun für immer verschwunden war. Selbst wenn wir uns ein paar Jahre hintereinander nicht gesehen hatten, gab es doch den seltenen Anruf, das wieder aufgenommene Gespräch. Auch wenn es mir nicht bewusst war, schwächte das Wissen, dass er irgendwo lebte und atmete, doch die Intensität meines täglichen Kummers ab.

Höchstwahrscheinlich aufgrund unserer seltenen Begegnungen vermisste ich meinen Vater nicht, nachdem er nun für immer weg war. Es ist vermutlich schwerer, jemanden zu vermissen, der nie anwesend war. Jetzt aber trauerte ich darüber, dass die Hoffnung gestorben war. Jegliche Chance, ihn nochmals »Daddy« nennen zu können, war nun zunichtegemacht worden. Wie üblich ging das Leben danach weiter. Während der Beerdigung wurde ich daran erinnert, wie wenig die Leute über mich wussten, die ihn besser gekannt hatten als ich. Obwohl ich dieselben Augen wie er hatte, wurde ich mehrmals gefragt: »Wie warst du mit Jeff verwandt?« Darauf antwortete ich mit einer Tatsache, für die sie offensichtlich eine Grabrede brauchten, um sie herauszufinden. »Ich bin seine Tochter«, sagte ich. Ein unbeholfenes Lächeln, das seine Gesichtszüge andeutete, brachte das zum Vorschein. Als die Bestattung zu Ende war und immer mehr Tage danach vergingen, begegnete ich einigen Schwierigkeiten, die ich selbst verschuldet hatte und die seltsamerweise und unerwartet in mein Leben traten. Nach dem Verlust meines Vaters verschlechterte sich die Beziehung zwischen mir und meiner Mutter, weil ich unglaublich respektlos wurde. Dem Namen nach mag sie zwar meine Mutter gewesen sein, aber sie war nichts anderes als eine von den Autoritätspersonen, die es zu missachten galt. Zu Hause ging es härter zu als zuvor, ich konnte immer weniger Zeit dort verbringen. Ich gab mehr Geld dafür aus, dass meine Taschen nach »Gras« rochen, und fand mich ein paar Stunden in einer Zelle wieder, weil ich Freunden half, irgendwelche

Sachen anzuziehen, die sie nicht bezahlt hatten. Eines Abends, als mein gerade einmal einen Monat zuvor gekauftes Auto einen Block vom Haus meiner Freundin entfernt abgeschleppt wurde, stand ich mit einem Mädchen vor ihrer Tür. Während wir den Blunt hin und her reichten, fragte ich mich kopfschüttelnd, ob so die praktische Umsetzung der »Ermutigung« aussah, von der Keisha gesprochen hatte. »Versucht Gott, meine Aufmerksamkeit zu gewinnen, indem er mein Leben schwerer macht, oder so?«, fragte ich mich. Zwischen laut ausgesprochenen, aber hauptsächlich an Gott gerichteten Fragen stieß ich den Rauch aus. »Also, hat es Gott etwa *derart* auf mich abgesehen?«

Doch alldem lag seine Gnade zugrunde, dies entsprach genau seinem Willen.

2008

Der Fernseher war eingeschaltet. Ernsthaftigkeit war ein ungebetener Gast. Am Abend zuvor hatte es uns – meine Freundin und mich – »gepackt«: Wir hatten das gesamte »Gras«, das ich für die Woche besorgt hatte, gemeinsam geraucht. Aufgrund unserer Spontanität war heute Abend nichts mehr zum Rauchen da, und ich konnte ungestört nachdenken. Indem ich auf dem Bett lag, hielt ich mein Handy in der linken Hand, während sich meine rechte Seite an der Matratze wärmte und ich mit der rechten Hand das Kissen an das Ohr drückte, mit dem ich nun so gut wie nichts mehr hörte. Zwischen den Werbespots kamen Gedanken in mir auf, die aber nichts Wichtiges zu sagen hatten.

»Wann muss ich morgen eigentlich arbeiten?«

»Ich muss das alte Mädchen anrufen, damit ich eine Mitfahrgelegenheit habe.«

»Ich frage mich, wie es ihrer Mutter geht.«

»Meine Mutter ist wahrscheinlich noch immer sauer auf mich, weil ich unter Drogen nach Hause gekommen bin.«

»Wo ist die Fernbedienung? Ich werde mal schauen, was es sonst noch gibt.«

»Sie wird dein Tod sein.«

Ich richtete mich schnell auf, als hätte ich einen Geist gesehen oder eine Hand auf dem Rücken gespürt. Der Gedanke war nicht hörbar, aber laut genug, um alles zu unterbrechen. Alle anderen Gespräche in mir verstummten, und mein Herz wurde schwer wie ein Stein. Woher der Satz kam, wusste ich nicht. Ich konnte seinen Ursprung nicht ausmachen.

»War es der Teufel?«

»Nee, das ich glaube nicht. Wäre es vom Teufel gekommen, hätte ich nicht den Eindruck gehabt, überführt worden zu sein.«

»Vielleicht war ich es einfach nur.«

»Es ist nicht möglich, dass es nur von *mir* kam.«

»Aber es hat seinen Weg in meine Gedanken gefunden, also muss ich dahinterstehen.«

»Ich habe mir das aber nicht ausgedacht ... es *kam* einfach so.«

»Oder vielleicht war es Gott.«

Ich schätze, nur Gott würde so etwas sagen. Wie ein aufblitzendes rotes Licht versuchte er, mich zu warnen. Vor dem Tod. Einem Tod, der anscheinend schon bald eintreten würde, weil ich unverhohlen in einer Beziehung lebte, die Ausdruck der Sünde war. Weil ich offensichtlich eine Frau liebte. Sagte er mir das, weil er eine Entscheidung von mir wollte? Weil ich stattdessen das Leben wählen sollte? Er war das Leben, oder wenigstens hatte der Prediger das einst gesagt. Wäre das der Fall, wollte Gott dann, dass ich mich für *ihn* entscheide? Eine Entscheidung für ihn würde bedeuten, dass ich sie verlassen musste. Das sah nicht nach einem fairen Deal aus. In meiner Vorstellung war eine Entscheidung für Gott eine Entscheidung für Heterosexualität. Sie wäre mit einer heiligen Verpflichtung verbunden. So wie es die Abstinenz für einen wiedergeborenen Alkoholiker ist, der auch so leben will. Dies entsprach zumindest meiner damaligen Vorstellung. Eine Beziehung zu einem Mann? Auf keinen Fall!

Heute weiß ich, was ich damals nicht wusste. Gott berief mich nicht dazu, heterosexuell zu werden; er rief mich vielmehr zu sich selbst. Der Entschluss, die Sünde hinter mir zu lassen und auf Heiligung bedacht zu sein, war nicht gleichbedeutend mit Heterosexualität. Nach meinem bisherigen Verständnis hinsichtlich des Wesens Gottes, wie es mir die wenigen Christen in mei-

nem Umfeld beigebracht hatten, bedeutete eine Entscheidung für Gott, dass ich mich unweigerlich auch für Männer entschied. Wenn meine Gefühle für Männer eine Möglichkeit wären, meine Homosexualität ohne Gottes Hilfe zu verbannen, würde dies – so meine damalige Überlegung – ihm besonders gut gefallen. Würde er mich anschauen, würde er erst eine verheiratete Frau und dann eine Jüngerin sehen. Aber Gott war kein Geistlicher aus Las Vegas oder keine ungeduldige Mutter, die mir unbedingt einen Mann vorbeischicken wollte, um mich von meiner Homosexualität zu »heilen«. Er war Gott. Ein Gott, dem an meinem ganzen Herzen gelegen und der darauf bedacht war, es neu zu machen. Mit dem festen Willen, es seiner Wesensart gemäß zu gestalten. Würde ich heilig und ihm ähnlicher werden, würde aus mir nicht auf wundersame Weise eine Frau werden, für die intime Beziehungen zu anderen Frauen nicht mehr infrage kamen. Vielmehr würde ich eine Frau werden, die Gott mehr liebt als jeden anderen und alles andere. Sollte ich jemals heiraten¹² oder aber ehelos bleiben, wollte er durch das Werk seiner Hände garantieren, dass beides für ihn gelebt werden würde. (Zu meiner Überraschung habe ich Jahre später geheiratet. Als Gott mich aber rief, ging es für mich nicht darum, einen Mann zu finden, den ich lieben konnte. Oder so zu leben, als wären meine gleichgeschlechtlichen Neigungen nicht real. Vielmehr ging es darum, Gott mit meinem ganzen Herzen, meinem ganzen Verstand und meiner ganzen Seele zu lieben [Mt 22,36-37].)

Der Gedanke an den Tod war so nüchtern, dass er augenblicklich ein Durcheinander in meinem Kopf anrichtete. Als hätte Gott sich mit einer einzigen Handbewegung in meine Welt hineingedrängt, während ich nur zuschauen konnte, wie alles in Stücke gerissen wurde, in die Luft flog und auf mich niederprasselte – und das alles auf einmal. Mein Gewissen bezeugte die Wahrheit, und

12 Weitere Informationen dazu siehe Kapitel 17 (»Gleichgeschlechtliche Anziehung und das ›heterosexuelle Evangelium«) ab S. 159 in diesem Buch.

ich konnte sie nicht länger leugnen. Es wäre Zeitverschwendung gewesen. Zeit, von der ich wusste, dass sie nicht mir gehörte. Dieser Tod war mir näher als die Luft, die mich umgab. Zwischen kurzen Tenoreinlagen sagte der Prediger unserer Gemeinde, dass der Lohn der Sünde der Tod sei. Als ich mich daran erinnerte, dachte ich: ›War ich nicht schon seit langer Zeit tot gewesen?‹

Ich hatte mein ganzes Leben lang gesündigt. Aber im Grunde lebte ich nicht – ich atmete nur. Und Gott wollte, dass ich es glaubte, bevor auch das aufhören würde. Ich wusste, er wollte von mir, dass ich mich insbesondere von meiner Freundin trennte, aber mir fiel noch mehr ein.¹³ ›Was liebte ich sonst noch, was den Tod für mich bedeuten könnte?‹, fragte ich mich. Es musste noch mehr Scharfrichter geben, die ich zu meinen Liebhabern gemacht hatte. Während ich darüber nachdachte, fielen mir noch weitere Sünden ein. Wie leicht ist es doch, sich an seine Sünden zu erinnern, wenn einem bewusst wird, dass man bereits verurteilt ist. Wie Behälter mit Konfetti, die aufgebrochen werden und gegen die Decke schießen – Stolz, Begierde, Pornografie, Lügen, Missachtung von Autoritäten und lesbische Liebe kamen mir zuerst in den Sinn. (Sie alle gehörten zu den eher offensichtlichen Sünden.) Sie trugen auffällige Kleider und glänzende Schuhe. Aber alle entstammten derselben Wurzel – einer elementaren Sünde, die heranwuchs, ausschlug und zur samentragenden Frucht aller anderen Sünden wurde.

Unglaube: An dieser Sünde hing ich, schuldig im Sinne der Anklage.

13 Eine weitere Lektüre bezüglich der biblischen Sicht über gleichgeschlechtliche Beziehungen bietet das Buch *What Does the Bible Really Teach about Homosexuality?* (A. d. H.: *sw. Was lehrt die Bibel wirklich über Homosexualität?*) von Kevin DeYoung. A. d. H.: Siehe auch: Sebastian Weber, *Ist Veränderung möglich?*, Bielefeld: CLV, 2. Auflage 2019.

Das Fernsehgetöse ging unbemerkt weiter, da meine Umgebung mittlerweile zu unwirklich für mich geworden war. Mir war nicht klar, wie ich diesen Augenblick nennen sollte. Kapitulation wurde mir nie mit diesen Worten beschrieben. In der Nähe standen keine Kirchenbänke; es gab keine emotional aufgeladene Musik, die mich aufstehen und die Hände erheben ließ. Kein Prediger griff zu einem schnurlosen Mikrofon, um mit ohrenbetäubender Stimme Bibelstellen weiterzugeben. Er winkte dem Sünder nicht mit dem linken Arm zu, er solle nach vorn »kommen«. Vor mir lag kein Gang, der zu einem Altar führte, auf den ich meine Sünden legen konnte. Dort wäre wahrscheinlich sowieso nicht genug Platz für alle meine vielen, vielen Sünden gewesen. Es ging nur um mich, mein Zimmer und Gott.

Vor weniger als 24 Stunden waren meine Freundin und ich noch in der wohlvertrauten Weise zusammen gewesen. Ich kannte keinen besseren Zufluchtsort, an dem ich mich so sicher fühlte.

Ich liebte meine Freundin, aber in Gottes Augen würde unsere Liebe nichts anderes als den Tod mit sich bringen. »Warum wollte mich Gott davon abhalten«, dachte ich noch einmal – »war er nicht Liebe? Sollte er es nicht am besten verstehen?« Insbesondere weil er die Liebe in das Herz all seiner Geschöpfe gelegt hatte.

Doch wenn ich andererseits davon ausging, dass er Liebe ist, ihre Verkörperung ohne jede Trübung, und wenn dem Teufel diesbezüglich jeder Zugang verwehrt ist – dann mussten alle anderen Formen der Liebe bestenfalls einen geringeren Stellenwert haben. Vielleicht wollte Gott mich für den Rest meines Lebens nicht in der Überzeugung belassen, dass es bei diesen geringeren Formen von »Liebe« um das Wahre, Eigentliche ging.

Möglicherweise ließ Gott, der von einer unvorstellbar tiefen Liebe erfüllt ist, diese Liebe in sein Handeln mit mir einfließen. Und eventuell musste er infolge dieser auf Gnade gegründeten Liebe – einer unverdienten Liebe – mir etwas zeigen: Alles, was

ich mehr liebte als ihn (jede Person, jeden Ort oder jede Sache), konnte das Versprechen, mich ewig zu lieben, nicht halten. Ebenso wenig wurde mein Herz dazu geschaffen, diese Dinge in sich aufzunehmen. Stattdessen richteten sie in mir das an, was allen Sünden gleich ist: Sie trennten mich für immer von Gott und somit von wahrer Liebe. Das würde für mich den Tod mit sich bringen.

Meiner Sexualität zu gestatten, dass sie über mich herrschen durfte, war mein Todesurteil, und das galt auch für alles andere. Vor dem gestrigen Abend hätte ich mich nicht als selbstgerecht bezeichnet. Da gab es die normalen Gemeindebesucher mit ihren nach oben gestreckten Nasen und ihren langen Röcken, die herumstolzierten, als wären sie schon errettet, geheiligt und voll Heiligen Geistes zur Welt gekommen. Sie waren exakt diejenigen, auf die diese Beschreibung passte, nicht aber auf mich. Sie hatten vergessen, dass ihre Kleider befleckt waren, auch wenn sie meinten, sie wären rein. Sie erinnerten sich nicht mehr daran, dass Gott sich nicht mit guten Taten und großen Hüten bestechen lässt. Der Himmel öffnete seine Pforten nur für jene, die Jesus hineingeleitete, aber sie gehörten zu denjenigen, die sich selbst einluden und es »Gerechtigkeit« nannten.

Aber ich wurde – ohne mein Wissen – vom gleichen Sauerteig beherrscht. Wenn ich nur heterosexuell sein und meine Homosexualität aufgeben könnte, würde Gott mich annehmen und mich sein Eigen nennen, dachte ich üblicherweise. Ich glaubte der Täuschung, dass nur ein Aspekt meines Lebens zu verurteilen wäre, während der Rest den Himmel verdient hatte. Dass meine anderen Laster »nicht so schlimm waren«. Das waren nur Probleme, mit denen ich zu kämpfen hatte, aber *ich* musste nicht Buße über sie tun.

Es ist durchaus möglich, dass diese Art selbstgerechten Denkens der Grund ist, weshalb sich viele Männer und Frauen mit gleichgeschlechtlicher Neigung von der Errettung ferngehalten haben. Man hört von ihnen, dass sie Gottes Hilfe in dieser Sache gesucht

haben. Sie haben ihn gebeten, ihnen eine heterosexuelle Einstellung zu geben, und ihrer Aussage zufolge hat er ihnen den Zugang zu diesem Wunder verwehrt. Weil Gott sie nicht von ihrem homosexuellen Verlangen befreit und es durch ein heterosexuelles ersetzt hat, bleibt ihnen – so meinen sie – keine andere Wahl, als ihren Neigungen zu folgen, wo immer sie auch hinführen mögen. Der Fehler ist: Sie sind zu Gott in dem Glauben gekommen, dass nur ein Teil von ihnen Errettung nötig hat. Sie erkennen nicht an, dass auch die anderen Bereiche ihrer Persönlichkeit und ihres Menschseins in Ordnung gebracht werden müssen. Es ist so, als würde man Gott nur einen Teil seines Herzens anbieten, als hätte er nicht das Recht auf das ganze Herz, oder als würde sich in den Bereichen, die man ihm vorenthält, das Glück ohne ihn einstellen.

Als der Heilige Geist – und er allein – mein eigenes Herz durchforschte, wurde mir gezeigt, was mir vorher entgangen war: Ich musste nicht nur von der Homosexualität, sondern von aller Sünde befreit werden. Ich brauchte Gott in allen Bereichen meines Menschseins. Aber noch kannte ich ihn nicht gut genug. Ich wusste nicht, ob Gott groß genug ist, mein Herz wieder zu füllen, wenn ich es vor ihm ausschütten und auf jede Form von Sicherheit und Liebe verzichten würde, die ich bisher kennengelernt hatte. Ich wusste, dass er Herz und Sinn erfüllen würde, falls ich ihn darum bitten würde. Und ich wusste, dass er ein eifersüchtiger Gott war. Er würde es nicht zulassen, dass sich darin etwas anderes ausbreitete. Aber würden all die Merkmale seines Wesens – soweit ich sie kannte – ausreichen? Was er als Götzen bezeichnete, darin hatte ich Vergnügungen irgendwelcher Art gesehen. Würde ich in ihm etwas Besseres finden? Oder würde er mir vielleicht nicht nur Freude schenken, sondern sogar meine Freude *sein*?

Ich hatte mich auf dem Bett noch nicht vom Fleck bewegt. Hier geschah gerade etwas Heiliges. Der Gott, der Licht in der Finsternis scheinen ließ, wirkte in diesem Augenblick in mir. Er trat mit

Macht in mein Leben und überwand meine Blindheit, in der ich mich von Anfang an befand. Jesus und sein Angebot anzunehmen, ergab langsam einen Sinn für mich. Er ist eben Gott.

Der Jesus, von dem meine Sonntagsschullehrer mir erzählt hatten, konnte auf dem Wasser gehen. Er konnte den Menschen aus Staub erschaffen und Staub benutzen, um blinde Augen sehend zu machen. Engel beteten ihn an. Der Teufel konnte ihn nicht besiegen. Jesus lebte schon immer. Zu keinem Zeitpunkt hat er jemanden gebraucht, um seine Wesensart auf umfassende Weise zum Ausdruck zu bringen – weder in der Ewigkeit noch in der Zeit. Nichts ist mit ihm zu vergleichen, weder im Himmel noch auf der Erde. Alles Gute kam von ihm.

Er ist in sich gut und heilig und gnädig und eifersüchtig und weise und vollkommen und liebevoll und unfassbar, der dreieine Gott. Er ist erstaunlich und wunderbar und erhaben und großartig und über alle Maßen herrlich – wie könnte ich mich daher jemals so sehr über ein geschaffenes Wesen freuen, das so wie ich aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen ist? Wie könnte ich für etwas leben, was geschaffen wurde, als würde es nicht zu dem zurückkehren, von dem es genommen wurde? Sollte ich nicht vielmehr für ihn leben – für Gott, der in Christus Mensch wurde und der für *mich* aus dem Himmel kam?

Wer hat der Gnade meine Adresse gegeben? Oder ihr gezeigt, wie sie in mein Zimmer kommen konnte? Wusste sie nicht, dass dort eine Sünderin lebte? Auf dem Weg über den Flur hätte der Gestank von Götzen ihre Füße davon abhalten sollen, näher zu kommen. Dann erinnerte ich mich an den Vers aus der Bibel, den ich auswendig kannte: »Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengelange, sondern ewiges Leben habe« (Joh 3,16).

Dieselbe Bibel, die mich verurteilte, enthielt auch die Verheißungen, die mich retten konnten. Ich musste es nur glau-

ben. Wobei »es« nur die halbe Wahrheit war, denn es ging letztlich um Gott. Jesus dachte an schuldige Menschen, als man ihn ans Kreuz schlug und seine Arme ausgebreitet wurden. Dort starb er an meiner Stelle, für meine Sünde. Mit nacktem Oberkörper und dem Blick auf die vor ihm liegende Freude wurde er zu einem geschlachteten Lamm, weil der Zorn Gottes auf ihm lag. Man möchte fragen: Wusste Gott nicht, dass ich diesen Zorn verdient hatte? Mein Name stand sogar darauf. Doch, er wusste es. Seine Gerechtigkeit würde es ihm nicht erlauben, es zu vergessen. Er wollte, dass ich seine Liebe kannte und mich an sie erinnerte, und genau das tat ich.

»Was willst du, dass ich tun soll? Ich schaffe es nicht allein, aber ich kenne dich gut genug, um zu wissen, dass du mir helfen wirst«, sagte ich zu Gott, den ich jetzt an meiner Seite wusste. Ich wusste nicht, dass ich Buße tat, als ich ihm meine Unfähigkeit bekannte, ihm zu gefallen, und mich von meinen bisherigen Sünden abkehrte. Ebenso wenig war mir bewusst, dass mein Schritt »Glauben« genannt wurde. Es war der Entschluss zu glauben, dass er mir dasjenige geben konnte, wozu niemand anders imstande war. So war es aber. Ohne mich um Erlaubnis zu fragen, war ein guter Gott zu meiner Rettung gekommen.

Teil 2 – Die Person, zu der ich wurde

2008

Am nächsten Tag kam ich als ein neuer Mensch zur Arbeit. Obwohl meine Seele sich grundlegend verändert hatte, war meine Kleidung dieselbe geblieben. Meine extragroße Uniform mit dunkelblauem Hemd und schwarzer Hemdbluse, die mir nicht recht passte, fühlte sich nicht mehr normal an. Mein bester Bekannter und Kollege Mike sah mich an und meinte: »Du siehst so anders aus.« »Was meinst du damit?«, erwiderte ich und dachte dabei an meine nach wie vor sichtbaren Boxershorts und meinen durch einen besonders kleinen Sport-BH flachen Brustkorb. »Ich weiß nicht, Mann. Du siehst irgendwie strahlender aus.«

Es fühlte sich seltsam an, wieder in die Welt zurückzukehren, nachdem ich Gott begegnet war. Vor zwei Tagen flirtete ich in meiner Mittagspause noch mit Mädchen. Jetzt aber wusste ich, dass Gott es sah. Es war nicht so, als hätte er mich vorher nicht gesehen, nur jetzt war es mir nicht mehr egal.

Kurz nach dem Ansturm in der Mittagspause, als die Angestellten wieder scharenweise in die Büroräume zurückdrängten, wurde ich von der Essensvorbereitung an die Kasse beordert. Das brachte mich in unmittelbaren Kundenkontakt – genau das, was eine introvertierte Person wie ich unbedingt zu vermeiden suchte. Während ich ein paar Worte mit einem Kunden wechselte, der mehr Fragen hatte als ich Geduld, fiel mir ein Mädchen in der Schlange auf. Perfekte Figur – einfach wunderschön. Wäre es an irgendeinem anderen Tag gewesen, hätte ich sie so lange angestarrt, bis sie mich bemerkt hätte (wobei ich allerdings nicht wusste, ob sie lesbisch war). Wenn sie dann zurückgelächelt hätte, wäre es ihre Art gewesen, mir ohne

ein Wort die Wahrheit über sich zu sagen. Aber heute konnte ich sie nicht anstarren. Nun, ich hätte es schon gekonnt. Nur weil ich errettet war, bedeutete das nicht, dass meine Augen mir ihren Dienst versagten. Ebenso wenig hieß das, dass ihre Schönheit nicht den Raum erstrahlen ließ. Ohne Zweifel hätte ich tun können, was ich immer getan hatte: mich von meinem Körper beherrschen zu lassen. In mir hatte jetzt aber ein anderer Meister die Führung übernommen – der aus einem Grab auferstandene Erlöser.

Es war doch so: Nachdem Jesus gekreuzigt worden war, wurde sein Leib in das Grab eines reichen Mannes gelegt, der noch lebte. Jeder, der die Dauerhaftigkeit des Todes kannte, musste offensichtlich zu dem Schluss kommen, dass der Leib Jesu dort für immer ruhen würde. Oder zumindest so lange, bis er zu Staub geworden und aufgrund des Verwesungsprozesses in sich zusammengefallen wäre. Aber dann handelte Gott, so wie er es im Einklang mit seinen zuvor gegebenen Voraussagen immer tut. Auferstehung. Als einige Tage nach Jesu Grablegung ein paar seiner Nachfolger zu seinem Grab gingen, wurden sie aus der Fassung gebracht, als sie ihn dort nicht vorfanden. *Gerade* war er noch dort gewesen. Er war tot. Tote verschwinden nicht einfach. Es sei denn, der tote Körper ist nicht mehr tot, sondern lebendig wie zuvor – in neuer, verkklärter Leiblichkeit. Das aber würde bedeuten, dass etwas oder jemand hier zugegen gewesen war und den Tod mit unbeschreiblicher Macht besiegt hatte.

Der Tod war der Goliath, den kein Stein besiegen konnte, und das Rote Meer, das kein Stab teilen konnte. Gott hatte gesagt, dass er als angemessene und unweigerliche Folge der Sünde eintreten würde. Adam hatte lange gelebt und war dann doch gestorben, gefolgt von Unzähligen nach ihm. Dann war der Vorläufer Jesu aufgetreten, der raue Hände und die Stimme eines Rufenden in der Wüste hatte und der enthauptet worden war. Noch herrschte nichts als der Tod. Doch dann kam Gott. Drei Tage, nachdem Christus

sein Leben hingegeben hatte, erstand er im wörtlichen Sinne wieder aus den Toten. Der Tod, der als Folge der Sünde auf jedem Menschen lastete, war nun besiegt.

Etwas später erschien Jesus seinen Jüngern in körperlicher Gestalt. Denn so etwas wie eine Auferstehung, ohne dass der Körper daran beteiligt ist, gibt es im Grunde nicht. Nachdem er ihnen seine Hände und Füße gezeigt hatte, um zu beweisen, dass er es wirklich war, mit Fleisch und Bein¹⁴, sagte er zu ihnen: »Und siehe, ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch. Ihr aber, bleibt in der Stadt, bis ihr angetan werdet mit Kraft aus der Höhe« (Lk 24,49). Die Verheißung und die Kraft waren dasselbe. Jesus hatte zugesagt, seine Jünger nicht als Waisen zurückzulassen. Stattdessen würde er den Heiligen Geist Gottes senden. Wenn der Heilige Geist erst einmal da wäre, würden sie Kraft empfangen. Dieselbe Auferstehungskraft, die im Grab Jesu wirksam war und die Fesseln des Todes sprengte, würde nun auch im Leben der Jünger erlebbar sein. Welcher Mensch hatte schon eine derartige Macht gesehen? Zugegeben, wir sind mit anderen Formen der Macht viel vertrauter. Wie etwa damit, dass die Sonne Tag für Tag und Jahr für Jahr aufgeht. Oder damit, dass wir uns über den Anblick freuen, wenn sich das Meer zurückzieht, und wir uns fragen: ›Was in der Welt hält es davon ab, sich gegen mich zu wenden?‹ Wie kann es sein, dass sich Wasser, eine Substanz ohne Verstand, besser unterordnen kann als ich? Oder die Schwerkraft. Die Art von Kraft, die uns alle davor bewahrt, flügellose Wesen in der Luft zu werden, die nicht landen können. Diese irdischen Machterweise haben ihren himmlischen Ursprung in Gott (Kol 1,17). Und durch Christus steht Gott mir nun in derselben Kraft bei.

14 A. d. H.: Hier ist zu beachten, dass »Fleisch und Bein« vor allem für den Auferstehungsleib, gewissermaßen den »Geistleib«, steht, während »Fleisch und Blut« den sterblichen Leib meint. »Fleisch und Blut« hebt das Vergängliche hervor, wohingegen »Fleisch und Bein« betont, dass es sich um einen wirklichen Leib handelt.

Sie stand noch immer in der Schlange. Der geschwätzig Typ war längst gegangen, aber zwischen ihr und mir standen noch einige andere Kunden. Ich versuchte, mich auf das zu konzentrieren, was die Betreffenden, die vor mir standen, bestellten, aber hinter ihnen achtete ich nach wie vor auf ihr Lächeln. Und gleichzeitig bemerkte ich in mir einen Interessenkonflikt. Dort stand sie – so schön, wie sie nur sein konnte. Natürlich hätte ich die Initiative ergreifen können, wenn ich nur gewollt hätte – und ich *wollte*.

Aber ich wollte auch etwas anderes: Gott gefallen. In mir war diese merkwürdige Überzeugung, dass er mich einen anderen Weg führen wollte und eine andere Schönheit für mich bereitet hatte, über die ich mich freuen konnte, und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich war nicht einmal 24 Stunden sein Kind, und er veränderte mich bereits. ›Fühlt es sich so an, ein Christ zu sein?‹, dachte ich. ›Ist es immer so, dass man einen stillen Krieg in sich austrägt?‹

Gott mehr gefallen zu wollen, als die Aufmerksamkeit einer Frau zu erregen, war eine völlig neue Erfahrung für mich. Es war nicht einmal etwas, was ich für einen Teil des christlichen Glaubens gehalten hatte, ganz zu schweigen davon, dass ich es dem Leben von Christen zuordnete. Es schien mir eine Religion zu sein, bei der es *ausschließlich* um Pflichten ging. Mir waren so viele Gläubige begegnet, die mehr über Sünde als über Freude redeten, ernst dreinblickten, zusammengebissene Zähne hatten und immer wieder von dem Thema »Heiligung« fasziniert waren. Warum haben sie nie erwähnt, welchen Platz Glückseligkeit innerhalb der Gerechtigkeit hat, oder nie davon gesprochen, inwiefern das Aufnehmen des Kreuzes Freude mit sich bringen kann? Sich darüber zu freuen, wer Gott ist? Sogar ihr Erlöser dachte an diese Art von Freude, als er sein Kreuz ertrug. Warum also konzentrierten sie sich nicht auf dasselbe? Zu ihrer Verteidigung muss ich sagen, dass sie nicht schuld an meinem Unglauben waren. Ich frage mich nur: Hätten sie mir nicht ebenso oft, wenn nicht noch mehr, von der Schönheit des Wesens

Gottes erzählen können, wie sie von der Furchtbarkeit der Hölle sprachen? Dann hätte ich meine Götzen schneller verbrannt.

Ich war in der Lage, Gott gefallen zu *wollen*, weil der Heilige Geist mein ganzes Ja haben wollte – sowohl in emotionaler als auch in willensmäßiger Hinsicht. Der Eindringling, der diesen Raum bisher besetzt hatte, hatte dasselbe Motiv, dasselbe Ziel. Er wollte mein Herz zu einer Sache (oder Person) hinwenden, um es ganz in Beschlag nehmen zu können. Jesus sprach über mich, als er sagte: »... dass das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen haben die Finsternis mehr *geliebt* als das Licht, denn ihre Werke waren böse« (Joh 3,19). Die Sünde hatte meine Aufmerksamkeit gewonnen, weil sie mein Herz erobert hatte. Ich fand mich nicht nur damit ab, dass die Sünde in meinem Herzen war, ich liebte es sogar. Ich fand in ihr mein Vergnügen und betete sie regelrecht an. Ich fand Möglichkeiten, ihr ein Bukett oder zwei rote Rosen zu senden, um sie wissen zu lassen, dass ich an sie dachte. Aber diese Fähigkeit zu lieben hatte ich nicht vergeblich bekommen. Dass mir diese Fähigkeit geschenkt worden war, diente dazu, der liebenswürdigsten Person, in der diese Liebe sicher war, mich mit ganzer Hingabe zuzuwenden. Als der Heilige Geist in mir Wohnung machte, ließ er das Licht hinein. Ich konnte nicht nur sehen, dass ich es mit Gott und seiner Herrlichkeit zu tun hatte, sondern erkannte die Sünde auch als die personifizierte Lüge, die sie war. Das Licht heißt die Wahrheit willkommen und gibt ihr bei sich ein Zuhause, in dem sie für immer bleiben kann. Das bedeutet wiederum, dass allem, was ihr nicht entspricht – auch wenn es sich selbst zum Tee einlädt –, nicht gestattet wird, sich in ihrer Gegenwart aufzuhalten.

Sie war mir jetzt näher gekommen, und ich hatte keine Idee, was ich tun sollte. Mir war völlig klar, dass ich mich für Gott entscheiden wollte, wusste aber nicht, wie. Und selbst wenn ich es wusste, wäre ich auch dazu *imstande*? Auf mich warteten noch zahlreiche Augenblicke, in denen ich nicht mit Leuten aus der

Gemeinde zusammen war und in denen ich versuchen würde, mit dem Sündigen aufzuhören. Aber nach ein oder zwei Tagen stellte ich fest, dass meine Kraft, der Sünde zu widerstehen, so schwach wie die eines Kleinkinds war, einen Hurrikan aufzuhalten. Vor mir lag die Gelegenheit, dem nachzugeben, was schon immer leicht gewesen war. Meine Gedanken waren mehr als bereit, sich mit ihrem Körper zu beschäftigen und ihn all seiner Würde zu berauben. Mein Mund wartete ungeduldig auf das Startzeichen. Ich wusste, wie man andere bittet, sich gemeinsam dem gottwidrigen Verhalten hinzugeben. Aber ich stand hier, ganz ruhig. Ich kannte noch keine Verse, die ich zitieren konnte, aber mir fiel ein, dass ich beten sollte. »Kannst du mir bitte helfen, Gott? Amen.«

Die da gerade vor mir standen, dachten darüber nach, ob sie noch mehr Gurken oder Zwiebeln nehmen sollten. »Beides wäre zu viel«, sagten sie zueinander, während sie mich anschauten. Doch was sie nicht sehen konnten, lief gleichzeitig auf der inneren Ebene ab: Was einst einen Hohenpriester und ein Lamm benötigte, stand mir nun inmitten eines Fastfood-Restaurants zur Verfügung. Unbeteiligte Zuschauer bemerkten natürlich nicht den Thronsaal Gottes. Sie sahen nur mich, eine Registrierkasse und eine unentschlossene Stammkundschaft. Aber ich war dort, mein Gesicht und mein Körper beugten sich vor Gott. Ich erhob meinen Kopf – gerade so viel, dass ich die mir entgegengebrachte Barmherzigkeit und Gnade erkannte. Bevor ich mich versah, war ich zurück in der Wirklichkeit – in derselben Versuchung, aber mit der Kraft, die mir ein anderer geschenkt hatte.

Wenn durch das souveräne Wirken Gottes die Errettung in das Leben von Menschen gekommen ist, sind sie von der Strafe der Sünde *und* ihrer Macht befreit worden. Im Leben eines Menschen, in dem nicht der Geist Gottes wohnt, ist die Sünde der unumstrittene König, vor dessen Herrschaft niemand fliehen kann. Das betrifft auch den ganzen Körper mit all seinen Gliedern, Regungen und

Gedanken, die sich allesamt der Herrschaft der Sünde unterwerfen. Wenn sich aber der Betreffende der Herrschaft des Geistes unterstellt, befreit dieser ihn von dem erbärmlichen Meister, der ihn einst gefangen gehalten hat, und stellt ihn in das wunderbare Licht seines Erlösers. Dann ist er nicht nur in der Lage, Gott gefallen zu wollen, sondern auch *imstande*, ihm gehorsam zu sein. Und ist es nicht genau das, was Freiheit sein sollte? Die Fähigkeit, nicht das zu tun, was mir gefällt, sondern die Kraft, das Richtige zu tun.

Die Kasse war offen. Ich starrte auf die darin liegenden Vierteldollar-Münzen, Zehncentstücke, Centstücke, auf abgenutzte Dollarscheine und Geschenkgutscheine. Was immer mich davor bewahrte, dass die Begierde meinen Verstand ganz vereinnahmte – das hübsche Mädchen hatte sich an einer anderen Kasse angestellt und wartete auf das bestellte Essen, während Gott mich beschützt hatte, als sie noch in der Nähe war. Diese erste Prüfung sollte der Beginn vieler weiterer sein. Bei vielen habe ich versagt, andere habe ich bestanden, aber etwas hatte ich an diesem Tag gelernt: Gott ist stets da, um mir zu helfen.

Ihre Augen vermisste ich am meisten. Wenn ich mich an sie erinnerte, fiel mir wieder alles andere ein. Wenn nicht sie die Triebkraft war, dann war es das Verlangen selbst, das ungeheuer stark war. Alles, was ich wollte, war, eine Frau in den Armen zu halten, nur einmal. Ich sehnte mich nach dem Beisammensein mit einer Partnerin, verbunden mit der Rollenzuweisung für Lesben.¹⁵ Dabei ging es um eine Zuneigung, die durch die neue Geburt nicht weniger geworden war, sondern von ihr scheinbar noch verstärkt wurde. Es war, als würde der Widerstand das, was man bekämpfte, zu einem noch größeren Monster werden lassen als zuvor. Zu meiner Über-

15 A. d. H.: Gemeint ist offenbar die Zuweisung von Begriffen wie die oben erwähnten (*Stud, Fem* und *Tomboy*), die jeweils ein bestimmtes Rollenverhalten innerhalb lesbischer Beziehungen bezeichnen.

raschung befreite mich das Christsein von der Macht der Sünde, nahm aber keineswegs die Möglichkeit der Versuchung hinweg.

Ein allgemein verbreiteter Irrtum ist, dass die gleichgeschlechtlichen Neigungen eines Menschen bei seiner Errettung unmittelbar verschwinden. Ist man von Jesus erst einmal gereinigt – so die Annahme vieler –, ist man gegen die Verlockungen der Sünde immun. Aber das stimmt nicht. Allerdings ist uns gerade dann folgender Vers eine große Hilfe: »Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht Mitleid zu haben vermag mit unseren Schwachheiten, sondern der in allem versucht worden ist in gleicher Weise wie wir, ausgenommen die Sünde« (Hebr 4,15). Man sollte daher damit rechnen, dass alle, die ihm als ihrem Herrn nachfolgen, nach wie vor den Drang verspüren, Dinge zu tun, die sie nicht tun sollten. Dass in ihrem Körper manchmal die Versuchung aufsteigt, *der Sünde* zu folgen und nicht Gott gehorsam zu sein. Vor der Bekehrung zu Christus habe ich (und mit mir alle anderen Menschen) den körperlichen Leidenschaften leider so leicht und so oft nachgegeben, dass es nach der Hinwendung zu ihm frustrierend war, noch immer die gleichgeschlechtliche Neigung zu haben und sie nicht ausleben zu dürfen. Für mich wäre es einfacher gewesen, hätte Gott mich nicht nur von meiner Sünde gereinigt, sondern mir auch das Verlangen danach genommen. Aber auch er wusste um die Gnade, die erforderlich ist, vor einem verlockend aussehenden Menü zu fliehen, das sich letztendlich als fade erweist – und zwar in einem viel stärkeren Maße, als ich es jemals erfassen konnte.

C. S. Lewis schrieb:

Wer nach fünf Minuten einer Versuchung nachgibt, erfährt nie, wie es eine Stunde später gewesen wäre. Deshalb haben schlechte Menschen in gewisser Hinsicht sehr wenig Ahnung von dem, was schlecht ist. Sie führen ein behütetes Leben, indem sie immer nachgeben. Wie stark der Drang zum Bösen

in uns ist, erfahren wir erst, wenn wir versuchen, dagegen anzukämpfen. Und weil Christus der einzige Mensch war, der nie einer Versuchung nachgab, ist er auch der Einzige, der im vollen Umfang weiß, was Versuchung bedeutet – der einzige totale Realist.¹⁶

Zu den vielen Unterschieden zwischen mir und Christus gehört, dass er nie auch nur einer Versuchung nachgegeben hat. Die Sünde kann nicht sagen, dass Christus vor ihr auf die Knie gegangen ist, da ihn seine unüberwindliche Heiligkeit allezeit aufrechterhielt. Sogar in den letzten Stunden vor seinem Tod, als sich ein anderer Mensch in einer ähnlichen Situation hätte umentscheiden oder einen anderen Kelch hätte trinken können, tat er, was er immer getan hatte: Er ordnete sich und seine körperlichen Regungen dem guten Willen des Vaters unter und zeigte uns damit, dass der Körper nicht das letzte Wort in unserem Leben haben muss.

Ich vermisste sie – und jede Frau in dieser Hinsicht – noch immer und spürte, wie ich nach oben blicken und dem Himmel Lebewohl sagen wollte. Angesichts dessen, dass ich tagtäglich mein Kreuz trug, war mein Rücken hier und da wundgescheuert. Ich war erschöpft. Die Erde sah mittlerweile wie der Himmel aus, während Gott scheinbar einer immer kleiner werdenden Wolke glich. Während ich auf Arbeit war und im Personalraum stand, sagte ich zu Gott, wo mich niemand außer ihm hören konnte: »Gott, ich habe wirklich damit zu kämpfen. Ich sehne mich so sehr danach zurückzugehen. Herr, hilf mir.« Da war mir, als käme plötzlich die Antwort: »Jackie, du musst glauben, dass mein Wort wahr ist, auch wenn es im Widerspruch zu deinen Gefühlen steht.«

16 C.S. Lewis, *Mere Christianity* (1952; Neuauflage, New York: HarperCollins Publishers, 2015), S. 142, hier zitiert nach der deutschen Ausgabe: C.S. Lewis, *Pardon, ich bin Christ. Meine Argumente für den Glauben*, Basel: Fontis-Verlag, 25. Taschenbuch-Auflage 2019, Drittes Buch, 11. Kapitel (S. 158).

In der Versuchung fühlte ich mich wie eine schwerelose Puppe in den Händen eines verspielten Kindes. Hin und her geworfen zwischen Vergnügen und Vernunft, stellte sich mir die Frage, wem ich mehr trauen sollte. Was täuschte die Versuchung mir vor, oder was hatte Gott bereits geoffenbart? Das mit der Homosexualität verbundene Ringen war ein Glaubenskampf. Der Versuchung nachzugeben, hieß, dem Unglauben das Feld zu überlassen. Wenn der Körper oder der Genuss der Sünde mehr zählte als Gott, dann wäre ich wichtiger als Gott. Es war unglaublich, wie real, greifbar und hartnäckig diese Dinge sein konnten, aber ihre Macht war eine Illusion. Jesus hatte schon bewiesen, dass die Versuchung besiegt werden konnte, und er hatte versprochen, mir zu helfen, wenn ich damit vor seinen Thron der Gnade treten würde.

Es lag an mir, ihm zu glauben. Sein Wort war vollmächtig, maßgeblich, wirksam, scharf. Darin redet Gott und zeigt uns, wie er ist. Er stellt darin heraus, wie riesig der Unterschied zwischen seiner Wesensart und der Beschaffenheit all dessen ist, was er ins Dasein gerufen hatte. In ihm verdeutlicht er, dass er zu Recht unsere Freude, unser Friede und unser Teil ist, indem er erklärt, wie das Vertrauen in ihn Schritt für Schritt Berge versetzen und Hindernisse aus dem Weg räumen kann, wobei ich das größte davon bin. Diese Bibelstellen waren eine Waffe, ein Schwert, das das Fleisch besiegen kann, wenn man damit bestimmungsgemäß kämpft. Mein Glaube an sie war ein Schutzschild, der alle Angriffe des Teufels abwehrte, wenn man ihn vor dem Körper platzierte. Wenn man Menschen fragt, ob sie schon einmal gelogen haben, wird man niemanden sagen hören: »Nein, das kam bei mir noch nicht vor.« Aber Gott ist kein Mensch, dass er lügen würde oder könnte. Einfach alles, was er je gesagt hat oder sagen wird, ist wahr. Die Einfachheit des Glaubens sagt: »Nimm Gott bei seinem Wort.« Und ich habe mich vielleicht nicht so gefühlt, aber ich hatte keine Wahl, sondern musste ihm glauben.

2008

Meine Kleidung hatte ich mir wieder einmal geliehen. Diesmal waren es Frauenkleider. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob es modische Jeans oder Stoffhosen waren, ob ein passgenaues T-Shirt oder eine Bluse, aber ich weiß noch, dass diese Sachen äußerst unbequem zu tragen waren.

Wir gingen in die Gemeinde, ohne zu wissen, was wir zu erwarten hatten. Es war eine recht kleine Gemeinde, die sich hier traf – man konnte wohl eher an einen mittelgroßen Vereinsraum als an einen typischen amerikanischen Gemeindesaal denken –, was gut oder schlecht sein konnte. Die Christen, denen ich bisher begegnet war, sahen mich so an, als wäre ich eine Art Gespenst. Ich hatte mich nie als ein exotisches, unberührbares Geschöpf betrachtet, aber jedes Mal, wenn ich mich in der Gemeinschaft von »Christen« befand, hatte ich einen derartigen Eindruck. Entweder bemerkten sie meine Anwesenheit gar nicht, oder sie beschlossen, mich zu übersehen, so als wollten sie Blickkontakt vermeiden und damit auch die Verpflichtung, mich wahrzunehmen. Oder sie sahen mich und starrten durch mich hindurch – dabei redeten sie nicht, sondern beobachteten mich nur, so wie ein Kind einen Käfer im Auge behält. Ich hoffte, dass diese Leute anders sein würden, mehr wie Jesus.

Ich hatte vergessen, dass viele Frauen Kleider trugen, die fast zu klein für ihre Größe waren. Aber ich wollte mich nicht den Blicken und der Schande aussetzen, die ich auf mich gezogen hätte, wenn ich so angezogen gewesen wäre, wie ich es immer tat. Deshalb zog ich es vor, mich anders zu kleiden, zumindest bis nach dem Gottesdienst.

»Guten Morgen!«, sagte eine Frau mit einem Sonntagmorgen-Lächeln zu mir, als ich mich zu meinem Sitzplatz begab. »Wie heißt du?«, fragte sie mich in einem freundlichen und akzeptablen Ton. »Jackie«, erwiderte ich. Ich war lieber kurz angebunden, weil ich mich davor hütete, mehr zu sagen, als man mich fragte. Ich hatte Angst vor diesen Kontakten. Ich wusste nicht, was sich daraus ergeben würde, wenn sie Bestand hatten. Dann tat sie etwas, womit ich nicht gerechnet hatte.

Sie sah mir in die Augen – trotz des aus ihnen sprechenden Zynismus – und nickte ein wenig, während sie meinen Namen wiederholte. »Jackie«, sagte sie noch einmal zu mir, aber hauptsächlich zu sich selbst. Es wurde deutlich, dass sie vorhatte, ihn sich einzuprägen. Er war für sie nicht einfach Schall und Rauch, sondern sie wollte ihn im Gedächtnis behalten. Ich war noch nie einer fremden Person begegnet, die meinen Namen wissen wollte, als wäre er von Bedeutung. Meine Sexualität war derart lange maßgeblich gewesen, dass mein Name von geringerer Bedeutung war. Doch nun fühlte es sich gut an, dass man mich nicht nach meinen vorgeblichen Sünden behandelte, sondern entsprechend der Identität, die meine Mutter mir gegeben hatte. Bei dieser Frau kam ich mir nicht vor wie ein Projekt, das fertiggestellt werden muss, sondern wie ein Mensch, der geliebt werden will. Die beiden folgenden Stunden waren angefüllt mit »Hallelujas«, der Kollekte und mit »Schlagt eure Bibel bei Kapitel soundso auf«. Das alles half mir, eine andere Seite der Gemeinschaft dieser Leute zu sehen, in deren Gegenwart ich mich bisher nie wohlgeföhlt hatte. Aber überraschenderweise war es nicht der Ablauf des Gottesdienstes oder die Predigt, wodurch mein anfängliches Misstrauen gegenüber der Gemeinde schwand. Es war vielmehr die Frau, von der ich wusste, sie würde sich an meinen Namen erinnern, sollte ich mich entschließen zurückzukommen.

Die Homosexuellen-Community wird nicht umsonst so genannt. Sie *ist* eine Gemeinschaft. Eine Gruppe von Menschen,

deren soziale Stellung und Erziehung unterschiedlich war. Menschen mit unterschiedlichen Namen, Essgewohnheiten und vielen anderen Dingen, aber vor allem mit einer gemeinsamen Sache, die sie mehr miteinander verband, als voneinander trennte: ihre Sexualität. Was die Welt um sie herum mit Verachtung strafte, das war der geheime Händedruck, das waren der Insider-Witz und das aus den Augenwinkeln strahlende Grinsen, das die meisten verwirrte, sie aber trotzdem miteinander verband.

Wer seine Homosexualität sonst versteckte, traute sich heraus, wenn er sich in der sicheren Umgebung derer befand, die ihre Augen nicht anklagend auf ihn richteten. Jene, die besonders frei und furchtlos waren, den Menschen zu sagen, dass sie eine andere Liebe bevorzugten, gaben bei der Party normalerweise den Ton an. Nach der Party wussten wir alle, dass wir zurückkehrten in das Land der Heterosexuellen, wo wir uns entweder vor der Bürde der Ehrlichkeit versteckten oder aber den Mut fassten, so zu sein, wie wir waren. *Stud*, *Fem*, *Trade*¹⁷, *Bi*¹⁸ waren die verschiedenen charakteristischen Identitäten, die uns voneinander unterschieden. Dennoch verband sie ein gemeinsamer roter Faden, der uns eins machte. Wir waren homosexuell, alle.

Diese Gemeinschaft zu verlassen, um in eine andere zu wechseln, machte mir Angst, insbesondere wenn die anvisierte Gemeinschaft alles andere als sicher erschien. Aber die Gruppe von Christen, die ich nach und nach kennenlernte und deren Gemeinschaft ich zunehmend schätzte, tat mehr für mich, als die Homosexuellen-Community es jemals gekonnt hätte. Sie zeigte mir, wer Gott ist. Die Gemeinschaft, die ich eine Zeit lang als mein Zuhause bezeichnet hatte, war voller Lachen und das, was ich »Leben« nannte.

17 A. d. H.: Damit ist in der Homosexuellen-Bewegung (und somit auch unter Lesben) ein gelegentlicher Sexualpartner gemeint.

18 A. d. H.: Möglicherweise steht dieser Begriff für solche, die bisexuell sind (oder vorgeben, es zu sein), bzw. für diejenigen, die als Bisexuelle angesehen werden.

Aber in Wirklichkeit fehlte genau das den Leuten in meiner Homosexuellen-Community: Leben. Sie waren, was auch ich gewesen bin: tot. Sie trugen noch immer das Bild Gottes in sich, gehörten nach wie vor zu meinen Freunden und waren mir noch immer wichtig. Ich liebte sie auch jetzt noch, aber Gott liebte ich mehr. Sie konnten mir nicht helfen, den zu lieben, den sie selbst nicht kannten. Der Unterschied zwischen der Homosexuellen-Community und der christlichen Gemeinschaft bestand nicht in Fähigkeiten, Verstand, Zuspruch, Humor oder Schönheit, sondern darin, dass Gott in der Letztgenannten in jedem Einzelnen wohnte und sie alle miteinander zu einer Gemeinschaft verband.

»Denn durch ihn haben wir beide den Zugang durch einen Geist zu dem Vater. Also seid ihr nun nicht mehr Fremdlinge und ohne Bürgerrecht, sondern ihr seid Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes, aufgebaut auf der Grundlage der Apostel und Propheten, indem Christus Jesus selbst Eckstein ist, in welchem der ganze Bau, wohl zusammengefügt, wächst zu einem heiligen Tempel im Herrn, in dem auch ihr mitaufgebaut werdet zu einer Behausung Gottes im Geist« (Eph 2,18-22).

Eine Gemeinschaft von Menschen, die Gott kennen, kann nicht als »normal« angesehen werden. Was ich einst für eine Gruppe im Alltag kaum auffallender und gewöhnlicher Christen gehalten hatte, war für mich nun zu einem »Wunder der Gemeinschaft« geworden – jedes Gespräch konnte in jedem Augenblick zu einer Gebetserhörung oder einem brennenden Dornbusch beim Abendessen werden. Derselbe Gott, dem ich ein paar Wochen zuvor begegnet war, hatte sie lebendig gemacht, und sie zeigten mir, wie ich imstande war, ihn besser kennenzulernen, als ich es ohne sie gekonnt hätte. Gott hatte uns zusammengestellt, und ich konnte durch sie lernen, mich von all dem zu befreien, was das Kredo meiner bisherigen Gemeinschaft war und was darin voller Stolz propagiert wurde.

Ich begegnete Santoria im Internet. Oder vielleicht sollte ich sagen: Zuerst begegneten mir ihre Worte. Eines Abends, als mich YouTube länger wach hielt als sonst, stieß ich auf ein Video, das mich faszinierte. Darin trat eine Frau auf, deren Name ich nicht kannte. Was sie mit ihren Worten weitergab, waren Bibelverse in großer Zahl – wie ein sich ausbreitender Schwarm Vögel. Flügel um Flügel durchschnitt den Himmel ebenso wie das Herz des Mannes, zu dem sie sprach.

Sie bezeugte einem Mann gegenüber, was Jesus getan hatte und noch immer tut. Bestärkt durch die Zweifel der Gebildeten, versuchte dieser mit aller Macht, ihren Argumenten zu entfliehen. Es war ein absolut interessanter Meinungs austausch. Da mir der christliche Glaube vollkommen neu war, wusste ich nicht, wie ich das nennen sollte. Ich hatte aber die Hoffnung, dass eines Tages in meinem Herzen ebenso viel Platz für die Bibel sein würde wie in ihrem.

Die Poesie brachte mich nach Los Angeles, wo sie lebte. Bevor wir stundenlang in ihrem Zuhause miteinander redeten, beteiligte ich mich an einem Poesie-Event in der Gemeinde, in der Santoria den Frauendienst leitete. Ich sandte den dortigen Verantwortlichen per E-Mail mein Lebenszeugnis, nachdem ich auf YouTube mehr über den betreffenden Dienst erfahren hatte. (Nach Santorias Video habe ich mir noch all die anderen Videos angesehen.) Sie meinten schließlich, dass ich durchaus dichterisch begabt sei, und luden mich zu ihrem nächsten Poesie-Event ein. Vor meiner Errettung hatte ich die Dichtkunst nie für etwas gehalten, was meine Aufmerksamkeit wert war. Personen, die Weihrauch kauften, sich dem Neo-Soul¹⁹ verschrieben hatten, Bongo spielten, der afroamerikanischen Community angehörten und tiefsinnigen Gedanken nachhingen, passten besser in diese Schublade als ich, bis

19 A. d. H.: Mit Neo-Soul ist ein Subgenre der Soulmusik gemeint, das Mitte der 1990er-Jahre entwickelt wurde und seine größte Popularität Anfang der 2000er-Jahre erreichte.

der zufällige, ungebetene Drang zum Schreiben von mir Besitz ergriff und nicht mehr verschwinden wollte.

Als ich Santorias Apartment betrat, fiel mir zuerst die Stille auf. Nach der Einladung seitens ihrer Gemeinde sorgte der Pastor dafür, dass ich bei ihr unterkam. Weil sie Single war, ging es in ihrem Zuhause ruhig zu, bis der Dienst die Geräuschkulisse anhob. Wir setzten uns an ihren Küchentisch, der bis auf einen Stapel Post neben ihr ordentlich aufgeräumt war. Sie entfernte den Stapel und machte sich ihre Haare zurecht. Eine ihrer schwarzen Locken war ein bisschen rebellisch. Obwohl sie lang genug war, um hin und wieder den Tisch zu berühren, sorgte Santoria dafür, dass sie an Ort und Stelle blieb.

Nur ein paar Monate waren vergangen, bevor lokale Gemeinden im Umkreis von St. Louis mich einzuladen begannen, damit ich auf verschiedenen Ebenen weitergeben konnte, was ich in poetischer Form verfasst hatte. Worte waren für mich ein Dienst. Gott hatte Worte benutzt, um durch sie Menschen und Monde, Welten und Wunder zu erschaffen. Angesichts dessen täte ich – so meine Gedanken – gut daran sicherzugehen, dass ich bei dem Berichten über Gottes Eingreifen in meinem Leben in den Hintergrund trat und ich es gut nennen konnte. Gut, um ihn zu verherrlichen, und von Nutzen für alle, die er erschaffen hatte. Aber wie zu erwarten ist, wenn Menschen Hand an etwas legen, fangen sie an, sich selbst für das Erreichte zu danken, so als wäre ihnen nicht auch ihr Verstand nur geschenkt worden.

Santoria war eine weise Frau, die in Menschen sah, was diese selbst nicht in sich wahrnehmen konnten. Sie erkannte es auch in mir. So wie sie die Überheblichkeit des Mannes analysierte, dem sie auf YouTube Zeugnis gab, sah sie dasselbe ebenso in mir. Der entfesselte Stolz, den ich fälschlicherweise für Selbstbewusstsein gehalten hatte, durchzog jeden weitschweifigen Satz über mich selbst, mein Leben, meine Gedanken, meine Weisheit, meine

Gaben, meine amateurhafte Schrifterkenntnis und über alles, was in irgendeiner Weise dazu beitrug, den Thron zu bauen, auf dem ich sitzen konnte. Geduldig hörte sie mir zu. Die Vögel, die in dem Video wild auf den Mann losstürzten, waren jetzt gezähmt. Ich befand mich an seiner Stelle. Es war eine andere Umgebung, aber nach wie vor war sie meine Mentorin – nur dass es jetzt nicht ihre biblische Erkenntnis war, die mich faszinierte, sondern die Art und Weise, wie sie der Schrift still vertraute.

Sie musste nichts beweisen. Ich hatte viel zu viel zu sagen.

Der Begriff *Jüngerschaft* war in der Gemeinde, in die ich ging, nachdem ich zum Glauben gekommen war, so gut wie ein Fremdwort. In der Gemeinde, in der man sich an meinen Vornamen erinnerte, erfuhr ich von der Kraft des Heiligen Geistes, der in das Leben von Menschen kam und sie von innen her heilte. Wie er gute Gaben schenkte, die – wenn sie entdeckt und entfaltet wurden – den Sonntag zu einem besonderen Erlebnis werden ließen. Auf der Kanzel erzählte mein einst drogenabhängiger, nun aber frei gewordener Pastor davon, wie Gott ihm gesagt hatte, was er predigen sollte. Mit geöffneten Bibeln beteten wir laut und weithin vernehmbar – voller Freude darüber, dass wir Bürger des Himmels waren.

Wenn man mich aber fragte, ob das Evangelium nicht nur meine Stellung vor Gott verändert hatte, sondern auch meinen Alltag beeinflusste, dann blieb ich stumm. Manchmal wurde im Anschluss daran eine weitere Frage gestellt. So wollte man zum Beispiel wissen, wie der Heilige Geist mir nicht nur die Kraft gab, die Gaben des Geistes einzusetzen, sondern mir auch zeigte, wie ich durch ihn in Heiligkeit leben konnte. Bei solchen Gelegenheiten hätte ich diese Art des Fragens als sehr aufschlussreich bezeichnet. Während der kurzen Zeit bei Santoria wurde mir klar, dass ihr Leben so voller Kraft war, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Wie sie sich, wenn der Unglaube ihr nahen wollte, treu an die Schrift hielt und mit ihrer Hilfe ihm entgegentrat, um sich einem höheren Willen als

ihrem eigenen zu beugen. Sie war eine begabte Frau, in deren Leben ich keine gottwidrigen Verhaltensweisen beobachten konnte. Ich hatte viele Menschen mit großartigen Fähigkeiten kennengelernt, doch ihr Leben sprach eine ganz andere Sprache. Diese Frau zeigte mir, dass es um mehr ging als darum, etwas über Gott zu wissen und Dinge für ihn zu tun: Es ging darum, *ihn wirklich zu kennen*.

Ein Jahr, nachdem ich Gott in mein Leben gelassen hatte, zog ich bei Santoria ein. In der Gemeinde, die mich als neue Gläubige aufgenommen hatte, war echtes Wachstum leider nur sehr schwer zu finden. Durch Gottes Führung und weisen Rat wagte ich den Schritt nach Los Angeles, um mich von Santoria jüngerchaftlich unterweisen zu lassen und mich der Gemeinde anzuschließen, die den Kontakt zwischen uns vermittelt hatte. Ihr Zuhause war – gelinde gesagt – gewöhnungsbedürftig. Zwei annehmbar große Schlafzimmer lagen am hinteren Ende der Wohnung direkt nebeneinander. Zwei bis fünf Schritte außerhalb der beiden Schlafzimmer, abhängig von der Schrittlänge, lag das einzige Badezimmer, das sich drei Frauen teilten: Santoria, ihre Mitbewohnerin und ich. Obwohl es daher in ihrem Apartment eng zugeht, gab es für mich dennoch so etwas wie Privatsphäre. Es war Santoria, der klar war, dass sie mich kennenlernen musste, um mir helfen zu können. Freunde kannten mich. Was ich mochte, was ich nicht mochte. Meine Vorliebe für Mandelschokoladenriegel und verkehrtherum angezogene Socken. Sie kannten sogar die unaussprechlichen Schmerzen, die von Zeit zu Zeit wortlos aus mir herausbrachen, Tränen, die ich schnell wuschte, weil ich Angst hatte, für schwach gehalten zu werden. Santoria wollte herausfinden, welche kleinen und großen Sünden ich vor dem Licht Gottes verbarg. Ich konnte nicht in den Tod geben, was ich in diesem kindlichen Stadium des Glaubens nicht bekannte oder von dem ich nicht ablassen wollte, weil ich meinte, es würde mich am Leben erhalten. Und was sie und ihr Zuhause betraf, sorgte sie dafür, dass jeder, der dort lebte, genau das *tat*. Leben.

Eines Morgens stand ich kurz vor 10 Uhr auf. In der Nähe gab es ein Reifengeschäft, aus dem Mariachi-Musik²⁰ klang, die von den Wänden des Wohnkomplexes – eine Art Amphitheater bildend – widerhallte. Noch schafften es die Sonnenstrahlen nicht, die Wolken zu durchdringen, sodass man noch nicht ahnen konnte, in welchem Outfit die Sonne kurz vor Mittag erscheinen würde. Aber ich wusste, wenn sie sich erst einmal überwunden hatte, würde sie sich auf ihre eigene kalifornische Weise zur Schau stellen. Santoria besaß kein Kabelfernsehen, sodass ich mich am Morgen meistens mit den sozialen Medien ablenkte. Als ich mich an den Computer setzte, fiel mir ein großes blaues Buch mit einem Zettel auf dem Cover ins Auge, das bewusst links neben der Tastatur hingelegt worden war.

Darauf stand: »Bevor du dich an den Computer setzt, lies bitte Lektion 2 in diesem Buch und handle danach. Wenn ich später nach Hause komme, reden wir darüber. – San«

Es dauerte einen Moment, bis ich mich von Santorias »vorsätzlicher Dreistigkeit« erholt hatte. Sie wusste nämlich genau, was ich nach dem Aufwachen tun würde, bevor es mir in den Sinn käme, mich etwas Nützlicherem zuzuwenden. Dann nahm ich das Buch zur Hand, um herauszufinden, was sie mir an diesem Morgen zeigen wollte. Der Titel lautete *Neu belebt von Ihm*²¹. Ich blätterte durch die Seiten – gereizt und so schnell wie möglich, um es hinter mich zu bringen, bis sie nach Hause kam. Ich kam zu der Lektion: »Demut: Zu Gott kommen nach seinen Bedingungen«.

›Was hat das bloß mit mir zu tun?«, dachte ich laut. Verärgert

20 A. d. H.: Die Mariachi-Musik ist eine der vielen Facetten der mexikanischen Volksmusik. Außerhalb von Mexiko ist sie die bekannteste unter den vielen mexikanischen Musikstilen.

21 A. d. H.: Der Originaltitel des Buches ist *Seeking Him*. Die Autoren sind Tim Grissom und Nancy Leigh DeMoss (heute Nancy DeMoss Wolgemuth), die auch das Vorwort des vorliegenden Buches verfasst hat. Die deutsche Ausgabe ist 2012 bei Rigatio (Burbach) erschienen.

und unfähig, den Mut zu finden, Santoria zu sagen, dass dies als Übung, »irgendwelche Dinge am Morgen zu tun«, ja nicht ganz ernst gemeint sein konnte.

Ich setzte mich auf die Couch hinter mir und fing an zu lesen.

Was ich las, drang bis in die Tiefen meiner Seele. Es war schonungslos, und ich unterbrach nur, wenn mich ein Punkt oder das Ende eines Abschnitts dazu aufforderte. Einige Worte waren wie Splitter eines Spiegels. Jeder Schnitt zeigte mir, was mein Herz vor Gott zu verbergen suchte. Jeder Satz erzählte mir, dass Stolz nicht ausschließlich auf die äußerlich arroganten Menschen in meinem Umfeld beschränkt war, sondern sich in uns allen befand. Er zeigte sich auf vielerlei Weise und konnte nur entlarvt werden, wenn das Schwert des Geistes Seele und Geist voneinander schied.

»Jackie, Homosexualität ist nicht dein einziges Problem«, sagte mir Santoria, während wir darüber sprachen, wie ich Stolz mittlerweile beurteilte. »Du musst lernen, noch viel mehr Dinge in dir in den Tod zu geben. Ob es nun Homosexualität, Stolz, Angst, Zorn, Faulheit oder etwas anderes ist – es gibt mehr als eine Sünde in dir, die du überwinden musst, nicht bloß deine bisherige sexuelle Orientierung.«

Einige haben es sich angewöhnt, nicht nur die Bereiche des eigenen Lebens in die jeweiligen Schubladen zu stecken, wenn sie es im Licht des Evangeliums betrachten, sondern auch beim Grundgedanken der Jüngerschaft einzelne Bereiche herauszunehmen. Angesichts dessen besteht das ganze Ziel der Jüngerschaft in unseren Gemeinden darin, Männern und Frauen beizubringen, frei von ihrer schöpfungswidrig praktizierten Sexualität zu leben. Gleichzeitig wird ihnen aber nicht gelehrt, wie sie in all den anderen Bereichen des Lebens, in denen Regungen des Fleisches zu finden sind, Befreiung finden können. Christus ist nicht gestorben, um uns teilweise zu erlösen. Genauso wenig ist er aufstanden, um uns teilweise Leben zu geben. Doch so wie unser

Körper für ihn geschaffen wurde – ebenso wie Verstand, Wille, Persönlichkeit und Gefühle –, müssen wir begreifen, dass Gott daran gelegen ist, uns Sieg über alle Sünden zu schenken, die den ganzen Menschen daran hindern, Gott vollständig und frei zu dienen.

Fast täglich bekam ich den Auftrag, etwas zu lesen und/oder einer Sache zuzuhören, die mir half, Gott besser zu verstehen. Tag für Tag lernte ich, zu beten, mit meinem Geld recht umzugehen, die Schrift richtig zu lesen und meine Zunge davon abzuhalten, das Falsche zu sagen. Außerdem erkannte ich, wie wichtig Gnade ist und wie ich mich von ihr leiten lassen sollte.

Eines Abends, nachdem ich einen Film über die Geschichte von David und Goliath gesehen hatte, erzählte ich Santoria, wie sehr ich mit Begierde zu kämpfen hatte. Wie sie ein Riese war, der es in sich hatte, und mich unter Druck setzte, auf ihre Stimme zu hören, und mit welcher Geschwätzigkeit diese Sünde auftrat. Sie holte nie Luft oder ließ nicht nach, mir zu sagen, wer ich sein und was ich tun sollte. Daraufhin sagte Santoria zu mir:

»Bekämpfe die Begierde mit dem Evangelium, Jackie.«

»Dem Evangelium? Wie das?«, sagte ich – unsicher, ob ihr Rat überhaupt umsetzbar war. Ich hoffte, sie würde mir ein spezielles Gebet mitgeben, durch das ich die Sünde in die Schranken weisen konnte. Aber eine Erinnerung an das Evangelium? Sollte ich damit in diesem Kampf siegreich sein?

»Weil Jesus gestorben und auferstanden ist, gibt er dir nun die Kraft, die Sünde zu besiegen. Buchstäblich. Sodass du ihr nicht nachgeben musst. Jedes Mal, wenn du zur Sünde verführt wirst, denke einfach daran, dass Jesus sie bereits besiegt hat. Die Sünde beherrscht dich nicht mehr. Du bist frei. Du musst das nur glauben und danach leben.«

Verblüfft und fasziniert wie immer, schaute ich zu ihr auf und sagte: »Du sagst mir also, dass ich im Kampf gegen die Sünde nur das Evangelium brauche?«

Wegen der Ernsthaftigkeit meiner Frage versuchte sie, das leise in ihr aufsteigende Kichern zu unterdrücken. Santoria blickte in meine Richtung, und aus ihren Worten sprach große Zuversicht: »Ja, Jackie. Das Evangelium hat dich nicht nur errettet, es bewahrt dich auch.«

In dem Bemühen, sich durch manche andere Dinge bewahren zu lassen, haben viele Gläubige einen Weg beschritten, der von Selbstgerechtigkeit und guten Werken gepflastert ist, aber nicht vom Evangelium bestimmt wird. Das Evangelium sagt, dass ein heiliger Gott Menschen zu sich hin geschaffen hat, sie aber alle gesündigt und seine göttlichen Gebote gebrochen haben. Dadurch haben alle das Gericht verdient, das ein gerechter Gott über sie bringen muss. Aber Gottes Liebe bewegte ihn dazu, seinen Sohn Jesus, den menschengewordenen Gott, zu senden, der die Sünden vieler trug und an ihrer Stelle gerichtet wurde. Alle, die dieses Werk annehmen, sind nun imstande, das Leben zu führen, das sie sich nie und nimmer verdienen konnten. Jesus, der uns dazu befähigen und noch viel mehr tun kann, erstand anschließend aus den Toten und besiegte den Tod. Nun ist es sein Wille, dass alle Menschen Buße tun und an seinen Namen glauben. Alle, die dies aufgrund der Gnade Gottes tun, werden errettet werden und den Heiligen Geist empfangen. Dieser wiederum hat sie auf den Tag der Erlösung hin versiegelt, an dem alle Gläubigen ins ewige Leben eingehen werden, das sie am Tag ihrer Bekehrung empfangen haben.

Nach Ansicht einiger sollen wir glauben, es sei möglich, die Lektion »Evangelium Christi« als abgeschlossen zu betrachten. Es so zu behandeln, als würde man es hinter sich lassen, wie man irgendwann die Babynahrung oder den Hochstuhl nicht mehr braucht. Oder als könne man mit seinen Füßen nun etwas Besseres anfangen, nachdem man es gelernt habe, sich die Schuhe zuzubinden. Aber die Realität ist eine andere: Wenn wir nicht mehr vom Evan-

gelium abhängig sind, dann geben wir auch die Abhängigkeit von Christus selbst auf.

»Wie ihr nun den Christus Jesus, den Herrn, empfangen habt, so wandelt in ihm, gewurzelt und auferbaut in ihm und befestigt in dem Glauben, so wie ihr gelehrt worden seid, überströmend darin mit Danksagung« (Kol 2,6-7).

Ich habe Christus durch den Glauben an sein Evangelium empfangen. Und in seinem Evangelium und mit dessen Hilfe erkannte ich Gott. Als ich Gott mit den Augen des Glaubens sah, erleuchtet durch das Licht des Evangeliums, war die Sünde nichts im Vergleich mit dem König der Herrlichkeit. Meine Augen blickten auf jemanden, der es wert war, dass ich für ihn mein Leben aufs Spiel setzte. Durch seinen Tod hatte er mich nämlich vom ewigen Tod erlöst. Nun befähigte er mich dazu, all die Dinge in den Tod zu geben, die mich vom Leben abhielten.

Jeff Vanderstelt drückte es sehr treffend aus: »Das Evangelium ist nicht nur diejenige Botschaft, die uns Vergebung der Sünden bringt und uns vor der Hölle rettet. Das Evangelium Jesu Christi gibt auch die Kraft, heute ein völlig neues Leben zu führen durch denselben Geist, der Jesus aus den Toten auferweckt hat.«²²

Wie konnte ich also denken, dass Gott mir einen anderen Weg zeigt, auf dem ich als Befreite gehen kann, ohne die Impulse dazu in seinem Evangelium zu finden? Die Annahme, dass mich das Evangelium lediglich mit Jesus bekannt gemacht hatte, war verkehrt. Ich musste mich vielmehr täglich an dieses Evangelium klammern, darüber nachdenken, ihm vertrauen, ihm stets glauben – mit demselben Eingeständnis der völligen Hilflosigkeit, das mich zuerst zu ihm hinführte. Mir wurde klar: Würde ich in diesem Evangelium verankert sein, würde ich auch an Gott festhalten.

22 Jeff Vanderstelt, *Gospel Fluency*, Wheaton, IL: Crossway, 2017, S. 73.

John Piper schreibt:

Das letztendliche Ziel des Evangeliums ist, die Herrlichkeit Gottes auszustrahlen und jedes Hindernis aus dem Weg zu räumen, damit wir sie erkennen und sie für uns den größten Stellenwert hat. »Siehe da, euer Gott!«²³ In dieser Aufforderung zeigen sich die größte Gnade und das größte Geschenk des Evangeliums. Wenn wir ihn [Gott] nicht erkennen und er für uns nicht die größte Freude wird, haben wir dem Evangelium nicht gehorcht oder ihm nicht geglaubt.²⁴

Ein stetiger Blick in die Schrift erinnerte mich an das Evangelium – vom ersten Buch Mose an und in all den alttestamentlichen Berichten über Opfer, Tempel, Propheten und Priester deutete alles auf das Neue Testament und Jesus hin, bis zur Offenbarung mit dem Höhepunkt des endgültigen Sieges Jesu, wenn all die Seinen ihn als das geschlachtete Lamm und den siegreichen König preisen. Schon jetzt erinnert seine Braut, zu der auch die Gemeinde am Ort gehört, beständig an seinen Tod, seine Grablegung und Auferstehung. Wenn wir von seinem Sieg singen, ihn anbeten, die Schönheit seines Wesens rühmen, das Brot brechen und den Kelch trinken und daran denken, wie die Dahingabe seines Leibes und Blutes uns alle frei gemacht hat.

Das Evangelium Gottes hat mich und viele andere gerettet. Und indem es weiterhin sein Werk in mir vollbringt, wird in meinem Leben immer mehr von Gottes Wesensart sichtbar. Wer bin ich, dass ich meine, ich könnte etwas davon widerspiegeln, wenn ich versuchen sollte, ohne das Evangelium zu *leben*?

23 A. d. H.: Vgl. Jesaja 40,9.

24 John Piper, *God Is the Gospel*, Wheaton, IL: Crossway, 2005, S. 56.

2008 – 2014

»Ich weiß nicht mehr, wie es sich anfühlt, eine Frau zu sein.« Ich hatte einige Zeit vor dem Spiegel verbracht und festgestellt, dass die Mädchenhaftigkeit verschwunden war. Meine Wimpern waren noch immer lang genug, dass ich mich darunter verstecken konnte. Aber sie konnten die Härte in meinen Augen nicht davon abhalten, das Schöne zu verscheuchen, das durchs Schlüsselloch lugte. Das machte mir Angst. Wer war diese Person, die mich da aus dem Spiegel anblickte? Sie wirkte vertraut. Ich wusste, ich hatte diese Nase schon einmal gesehen. Und ebenso diese Augen. Aber was vor mir stand und mich anstarrte, war nicht diejenige, die ich auf Familienbildern gesehen hatte. Oder *war sie es* noch immer?

Ein Jahr vor meinem Umzug nach Los Angeles und einen Tag, nachdem der Heilige Geist in mein Leben gekommen war, hatte ich mit meiner Freundin Schluss gemacht. Es war eine schmerzvolle Trennung. Ich bemerkte, wie sie sich die Tränen aus dem Gesicht wischte. Weil sie ihrem Schmerz auf irgendeine Weise Ausdruck verleihen wollte, fragte sie verwirrt: »Wieso? Warum tust du das?« Ihre Frage ergab Sinn. Sie wusste, wie sehr ich sie liebte, wie kindisch ich in ihrer Nähe war und wie ich auf eine besondere Weise errötete. Da wir gerade miteinander telefonierten, sah sie mich nicht persönlich vor sich, aber sie kannte mein Herz.

Sie und unsere Liebe aufzugeben, ergab keinen Sinn, wenn man das Handeln Gottes außer Acht ließ. Sie war sowohl meine Frau als auch mein Götze. Jemand, der nichts, aber auch gar nichts mitbrachte, was an Gottes Wesensart erinnerte. Sie war das Auge, von

dem Jesus sagte, dass ich es ausreißen solle, und die rechte Hand, die ich abhauen musste (Mt 5,29-30). Auch wenn es so schmerzhaft war wie die Entfernung eines Körperteils, war es für mich besser, sie zu verlieren, als an meiner Seele Schaden zu nehmen.

»Ich ... muss jetzt für Gott leben«, sagte ich mit tränenerstickter Stimme und beendete unsere Beziehung. Es fühlte sich an wie mein eigener Untergang. Nachdem ich aufgelegt hatte, lag eine neue Identität vor mir. Ich dachte an den Spiegel und daran, dass ich vergessen hatte, wie ich aussah. Daran, dass die Person, die ich vor mir sah, mir irgendwie fremd vorkam. Nachdem ich am Abend zuvor Gott begegnet war, wollte ich jetzt auch wissen, wohin das Mädchen in mir verschwunden war und ob es noch einmal zurückkommen würde. Ich wusste im Grunde nicht mehr, was es heißt, eine Frau zu sein, aber eigentlich stellte sich mir die Frage: Hatte ich es je gewusst?

Seitdem mir neues Leben geschenkt worden war, war eine Woche vergangen, aber äußerlich erkannten nicht viele den Unterschied zu früher. Ich besaß nichts von dem, was man in der Damenabteilung kaufte, und wollte es zunächst auch gar nicht. Aber ich trug, was ich hatte, bis ich mir nach und nach kaufen konnte, was mein Frausein betonte. Ich fing klein an und kaufte mir einen echten BH. Einen, der meine gottgegebene Brust betonte, statt sie zu verstecken. Obschon sie bequem waren, konnte ich Boxershorts nun wirklich nicht mehr gebrauchen. Ich begann, sie zu ignorieren, und schlüpfte stattdessen jeden Morgen in Frauenunterwäsche, was wiederum unerwarteterweise Auswirkungen darauf hatte, wie ich mich von nun an fortbewegte. Meine bisherige Routine zu Beginn des Tages wich einer weicheren Gangart, als würde eine neue Melodie meinen Tagesablauf bestimmen. Während ich mit einer so unsichtbaren und kleinen Sache anfang und das anzog, was andere Frauen unter ihrer Kleidung trugen, kam das längst vergessene

Mädchen in mir langsam wieder zum Vorschein. Es war ein tägliches Ritual – der erste Dominostein in einer langen Reihe für den Rest des Tages, der vor mir lag. Außer mir wusste niemand davon. Aber alle in meinem Umfeld merkten, dass sich etwas verändert hatte, auch wenn sie nicht genau wussten, was es war.

Ich stand vor einer Filiale von Forever 21²⁵, ärgerlich wie immer. Die kleinen, im Verborgenen vorgenommenen Anpassungen waren nicht vergleichbar mit dem, was als Nächstes kam. Was in diesem Laden auf Kleiderbügel hing, gefaltet auf den Regalen lag und anprobiert, gekauft und umgetauscht wurde, war mehr als nur Stoff, mehr als T-Shirts. Es war eine neue Identität – eine neue Art, wie ich mich den anderen um mich her präsentierte. Mädchen gingen scharenweise mit einem breiten Lächeln hinein – bereit, für ihre Weiblichkeit entsprechendes Geld auszugeben und sie in hellgelben Tüten herauszutragen. Ihre Freude hatte etwas völlig Normales an sich. Der Kauf eines geblühten Sommerkleides oder einer ausgefransten engen Jeans, die ihre Hüften betonte, war keine herausragende Leistung oder gar eine Angst machende Handlung, um ihr Frausein zurückzugewinnen. Das alles war normal für sie und brachte zum Ausdruck, wer sie waren – Mädchen, die es liebten, gemäß ihrer Identität zu leben, aber für mich war es fremd.

Die ganze Szene weckte in mir den Wunsch, einfach nur irgendwohin zu flüchten, mit Kleidern, hinter denen ich mich verstecken konnte – dorthin, wo mich niemand finden würde. Dorthin, wo das unsichere Mädchen – unsicher, was ihren Körper betraf und warum Gott ihn ihr gegeben hatte – ihrer eigenen Verwirrtheit überlassen war, statt sich mit ihr auseinandersetzen zu müssen. Aber ich hatte meiner Ansicht nach schon schwierigere Situationen durchstehen müssen. Wenn ich die Liebe meines Lebens verlassen

25 A. d. H.: Forever 21 ist eine US-amerikanische Kette von Bekleidungsgeschäften, in denen Kleidung und Accessoires für junge Männer, Frauen und Teenager angeboten werden. Am 30. September 2019 meldete die Firma Insolvenz an.

konnte wegen der Person, die meine Seele liebte, dann sollte ein Kleiderwechsel, der gewiss nicht leicht war, keineswegs so schrecklich sein, wie er schien.

In meiner hellgelben Tüte befand sich ein blaues langärmliges, beidseitig rosengemustertes Hemd mit marmorfarbigen Knöpfen. Daneben befanden sich zwei Jeans, ein grauer, dünn gestrickter Pullover und eine kastanienbraune Weste mit einem weißen Wollfutter. Jetzt hatte ich meine *eigene* Kleidung. Wenn ich sie anzog, war das ein weiterer Schritt, um mein Frausein zurückzugewinnen. Dass ich fortan so etwas Natürliches wie Frauenkleider trug, war ein Statement. Der symbolische Ruf, dass die einst verlorene und nun errettete Frau ihren neuen Zustand nun auch nach außen hin sichtbar werden ließ.

Eine Frau zu sein, ist eine seltsame Sache, wenigstens für mich. Vielleicht deshalb, weil die Definition, die mir gegeben wurde, nicht im Geringsten dem entsprach, wie dies schöpfungsmäßig gedacht oder beabsichtigt war. Als ich alt genug war, um zuzuhören, wurde es mir anders vorgestellt. Wie bei dem Spiel »Stille Post« wurde die zu Beginn von Gott weitergegebene Botschaft falsch verstanden, absichtlich und zufällig verändert, bis sie mich anschließend als Stereotyp erreichte, das mir zeigte, wie ich in dieser Welt als Frau zu leben hatte. Als es bei mir ankam, war mir klar, dass es nicht für *mich* bestimmt sein konnte. Ich war zu aggressiv für die Art in sich gekehrter Frauen, die Gott liebte, wie sie sagten. Ich hatte zu viele Ecken und Kanten, um mich mit den femininen Frauen messen zu können, die Männer heiraten und mit denen sie Nachkommen zeugen wollen. Diese Frauen sahen nicht aus wie ich. Weder hinsichtlich ihrer hohen und klaren Stimmen noch bezüglich der eleganten, gleichsam schwerelosen Art, mit der sie einen Raum betraten, fand ich Merkmale, die ich von mir selbst kannte. Ich war zu hart, zu aggressiv, zu geradeheraus; ich war mir meiner Worte zu sicher. Ich war zu stark und alles andere als ein Vorbild an Unter-

ordnung – zu wenig rosa und zu sehr grau, zu normal, um aufzufallen, und zu sehr im Einklang mit meiner eigenen Identität, als dass ich bei allen anderen als »Frau« durchgehen konnte.

Dass ich nicht wusste, wer ich war, hatte einen Grund: Ohne es zu wissen, verbrachte ich mein bisheriges Leben damit, ein Klischee anzustarren, statt auf Gott zu schauen. Er – nicht die völlig unangemessenen Karikaturen, die in unserer Kultur von ihm kursieren – teilt mir ehrlich und präzise Dinge über das Frausein mit, da es zu seiner Schöpfungsordnung gehört und er mich als Frau ins Leben gerufen hat.

Elisabeth Elliot schrieb:

Um die Bedeutung des Wesens der Frau zu verstehen, müssen wir mit Gott anfangen. Wenn er wirklich »Schöpfer des Himmels und der Erde« ist, hat er gewiss alle Dinge unter seiner Kontrolle: die sichtbaren und unsichtbaren, die riesigen und winzigen, die herrlichen und die geringfügigen. Gott muss die Kontrolle über die Details haben, wenn er die Kontrolle über alles haben will.²⁶

Eine Frau zu sein, war nicht etwas, was ich per se erlernen musste. Eine Frau war ich bereits. Es ist wenig hilfreich, ein Bild vom Frausein zu zeichnen, das nur vom Verhalten bestimmt ist und nicht auch davon, wie dieses Verhalten sogar den Körper mit einschließt. Eva wurde eine Frau genannt, bevor sie sich als solche verhielt. Obgleich ich in biologischer Hinsicht eine Frau war, musste ich lernen, das Wesen Christi sowohl durch meinen Körper als auch durch mein Verhalten im Grunde in allen Bereichen wider-

26 Elisabeth Elliot, *Let Me Be a Woman*, Carol Stream, IL: Tyndale, 1976 (Neuaufgabe 1999), S. 8. A. d. H.: In Bezug auf die ersten beiden Sätze des Zitats wurde der Wortlaut der deutschen Ausgabe verwendet: *Als Frau leben. Erfahrungen einer Mutter*, Bielefeld: CLV, überarbeitete Auflage 2011, S. 16. Der dritte Satz fehlt offenbar in der deutschen Ausgabe.

zuspiegeln. Während ich Gott besser kennenlernte, würde er mir sicher zeigen, wie das möglich war.

Was bedeutete das für eine Frau wie mich? Ich hatte im 1. Petrusbrief von einem sanften und stillen Geist gelesen, der gläubige Ehefrauen auszeichnen sollte (Kap. 3,4). Doch in dem Maße, wie ich mich mit allen biblischen Aussagen zum Frausein beschäftigte, wurde mir immer mehr bewusst, dass ich mich als Sanftmütige nicht zu einem Fußabtreter für die Gefühle anderer degradieren lassen sollte. Oder anders formuliert: Ich sollte keine Frau sein, die ihre Stimme versteckte, als wäre sie ein Geheimnis. Ein sanfter und stiller Geist – wozu Frauen wie erwähnt aufgefordert werden – bedeutete daher nicht, dass ich meine ganze Identität aufgeben musste. Ich musste mich nicht mit Mühe und Not durchs Leben schleppen und meine Persönlichkeit im Namen des Gehorsams zum Schweigen bringen. Vielmehr bedeutete es, dass ich ganz authentisch die Frau sein konnte, als die Gott mich geschaffen hatte, um gleichzeitig in der Wahrheit verankert und vom Geist Gottes geleitet zu sein. Wenn ich mich von ihm führen lasse und aufhöre, meine Rechte geltend zu machen, legt die Demut ihre Hand über mein Herz, macht es ganz ruhig und erfüllt es mit Frieden, bis das, was ich sage und tue, in Liebe geschieht. Aus der tiefen Sehnsucht heraus, dass die Dinge, die Gott gehören, anerkannt und wertgeschätzt werden.

Ich wollte herausfinden, was es bedeutet, eine sanftmütige Frau zu sein. Das half mir, all die anderen falschen Vorstellungen über das Frausein zu entlarven, die mir von denen erzählt wurden, für die biblische Ordnungen und Grundsätze nicht maßgeblich waren. Im Wort Gottes las ich, was es heißt, eine Frau zu sein. Dabei stellte ich fest, welche Absicht Gott verfolgte, als er mich dazu berief. Das Frausein orientiert sich daran, dass wir im Bild Gottes erschaffen worden sind. Nicht an den Polaroidfotos aus den 1950er-Jahren. Auf

ihnen waren weiße Frauen zu sehen, die Plätzchen backten, während sie laut genug redeten, um gehört zu werden, und leise genug, um nicht auf ihren Intellekt aufmerksam zu machen. Es ging weder darum noch um die Bilder von Frauen, die ihrer Männer überdrüssig waren und *über* sie redeten, als wären sie ungeratene Kinder oder unberechenbare Hunde, die man nicht von der Leine lassen darf. Das von diesen selbst ernannten »emanzipierten Frauen« gezeichnete Bild entsprach nicht ansatzweise der Bestimmung, der ich nach Gottes Aussagen in meinem Frausein gerecht werden sollte. Wie ich mich als Frau in der Welt bewegte, war für Gott von Bedeutung. Es fing an, auch mir wichtig zu sein – mehr als je zuvor, als ich feststellte, dass ich mit einem Mädchen schwanger war.

Ich wurde in den Flitterwochen schwanger.

Fünf Wochen, nachdem ich mit dem einzigen Mann, den ich *wirklich kannte*, ein Fleisch geworden war, teilte ein Test mit zwei symmetrischen Linien meine Welt in zwei Hälften. Ich war bereits eine Ehefrau mit einem neuen Nachnamen – ungewohnt zuversichtlich, dass meine Vergangenheit nicht das letzte Wort hinsichtlich meiner Zukunft hatte. Ich hatte nicht erwartet, dass darin schon so schnell ein Baby Platz finden würde. Ich dachte, es wäre für das Baby und mich besser, dass es noch warten würde. Aus meiner Sicht musste ich zuvor noch lernen, häufiger zu umarmen und weniger leise in mich hineinzuweinen. An dem Abend, nachdem der Arzt uns mitgeteilt hatte, dass ein Mädchen in mir heranwuchs, musste ich weinen.

»*Ich bekomme ein Mädchen?!*«, dachte ich. Ich wusste selbst kaum, worin die Identität eines Mädchens bestand. Neben mir schlief mein Mann, als würde sich die Welt nicht drehen, während er träumte. Ich starrte jedoch an die Decke und hatte Angst vor morgen. Ich wusste, dass das Vorbild, das ich meiner Tochter geben würde, für ihre persönliche Vorstellung hinsichtlich des Frauseins

maßgeblich wäre. Meine Worte würden nicht so entscheidend sein wie mein Leben.

Anhand dessen, wie ich lebte, liebte, redete, schwieg, mich unterordnete und zurückhaltend bewegte und durch mein Frau-sein zum Ausdruck brachte, dass Gott gut ist, sah meine Tochter zuerst, was es bedeutete, eine Frau zu sein. An diesem Abend, frisch verheiratet und schon bald die Mutter eines nach dem Bild Gottes geschaffenen Mädchens, sagte ich mir: Wenn ich meiner Tochter etwas über sich selbst würde beibringen können, dann deswegen, weil ein guter Gott die Frau erschuf und es daher etwas *Gutes* war, eine Frau zu *sein*.

Am nächsten Tag begann ich, danach zu leben.

2009 – 2014

Er war attraktiv, aber das war für mich nicht ausschlaggebend (wobei ich im Nachhinein erkennen konnte, warum Frauen in seinem bisherigen Leben eine solch große Rolle gespielt hatten). Ich war weniger als ein Jahr Christ, und für Männer hatte ich absolut kein Auge. Wäre es nach mir gegangen – zumindest in diesem Punkt –, hätte ich gern diese seltsame Sache in den Griff bekommen, die passierte, wenn eine Frau einen Mann sah, der ihr den Atem raubte. Wie sie zu einer Freundin ging und ihr sagte, sie solle sich sein Gesicht ansehen, und sie dann fragte: »Sieht er nicht toll aus?« Und wie sie anschließend auf ihre Antwort in Form eines Lächelns wartete, das nichts und gleichzeitig »Na klar, zweifellos!« bedeutete. Diese gemeinsamen Augenblicke der Anziehung, die Freundinnen miteinander teilen, würde es hoffentlich eines Tages auch in meinem Leben geben. Doch bis dahin wollte ich lediglich diesen Poeten aus Chicago kennenlernen, weil mich seine Geschichte an meine eigene erinnerte.

Keiner von uns blieb ruhig. Wir schnippten mit den Fingern. Klopfende Hände füllten den Raum mit Musik. Ein Tamburin war nirgends zu sehen, aber niemand hätte den Unterschied bemerkt. Als sich die Arme begeistert und wild der Decke entgegenstreckten, spürte jeder den mitreißenden Schwung, den sie damit andeuten wollten. Manchmal wurde gelacht. Ein andermal geweint. Hier war die Menschlichkeit zu Hause. Hier konnte die Wahrheit zu ihrem Recht kommen. Hier konnte man sie aussprechen, ohne sich zu schämen. Sie sagte uns allen, wer sie war und warum sie hier hingehörte und wir sie liebten.

Die ganze Aufmerksamkeit war auf die Bühne gerichtet. Ein Mikrofon, hinter dem normalerweise ein Teilnehmer des Poetry-Slams stand. Alle, die hierherkamen, besaßen das wundervolle Talent, Sätze in Szenen zu verwandeln, die hin und wieder über unseren Köpfen hinwegflogen und uns einen flüchtigen Blick in eine andere Welt gewährten. Neben dem Mikrofon standen zwei Poeten aus Chicago – für die meisten (auch für mich) eine andere Welt. Ich hatte die Geschichten von Leuten gehört, denen zufolge es dort mehr Einschusslöcher als Häuser geben würde und dass die Polizei nur auf die Sicherheit der eigenen Leute bedacht wäre. Irgendwie hatten sie es versäumt, von Schönheit und davon zu sprechen, dass sie auch in Chicago zu finden war. Sie war der Grund, weshalb Martin, Ali, Barack und Michelle²⁷ die Stadt zu der einen oder anderen Zeit ihr Zuhause nannten. Sogar Gott konnte man dort begegnen. Natürlich besaß er dort keine Adresse. Jesus, Gott in Menschengestalt, hatte nicht einmal einen Platz, wo er sein Haupt in Jerusalem hinlegen konnte, aber das hielt ihn nicht davon ab, in der großen Stadt am See inmitten derer zu wohnen, die ihm nachfolgten. Er hatte Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen zwischen dem Michigansee und den Stadtgrenzen herausgerufen und sie zu einer geistlichen Wohnstätte gemacht, in deren Mitte er gegenwärtig war. Zu diesen Christen gehörten auch die beiden Poeten, die diese Bühne in Los Angeles betraten.

Ich war gekommen, um etwas vorzutragen, aber ich musste warten, bis die restlichen Gäste fertig waren. Während die Menge die Teilnehmer des Poetry-Slams laut klatschend willkommen hieß, fiel mir einer von ihnen auf. Er ging zum Mikrofon, etwas zöger-

27 A. d. H.: Mit »Martin« ist höchstwahrscheinlich Martin Luther King (1929 – 1968) gemeint, der sein Konzept der gewaltfreien Durchsetzung der gleichen Bürgerrechte auch für Afroamerikaner u. a. in Chicago verwirklichen wollte. Der Profiboxer Muhammad Ali alias Cassius Clay (1942 – 2016) lebte längere Zeit in Chicago. Der ehemalige US-Präsident Barack Obama und seine Frau Michelle verbrachten ebenfalls viele Jahre ihres Lebens in Chicago, wo sie auch heirateten.

lich. Nicht schüchtern, aber mir wurde klar, dass er sich unsicher war, ob das, was herauskommen würde, seiner Hautfarbe als Afro-amerikaner entspräche. Er begann zu reden, und seine Stimme überraschte mich. Ich hatte nicht erwartet, dass sie so schwer klingen würde.

Ich konnte nicht anders, als allem, was er sagte, aufmerksam zuzuhören. Er trug ein Gedicht vor, das von seiner Vergangenheit handelte – einer Vergangenheit voller Frauen, die er nie geheiratet hatte, einige von ihnen liebte er nicht einmal, aber jedes Mal hatte er sich in ein neues Abenteuer gestürzt. Seine vergebenen Sünden hatte er vor uns ausgebreitet, und es war klar, dass er nun die Gnade Gottes rühmte. Er redete in der Vergangenheitsform, als er darüber sprach, dass er häufig seine Partnerin gewechselt hatte. Er hatte nichts von dem vergessen, was er getan hatte, aber er wollte uns mitteilen, dass ihm Gottes Gnade geschenkt worden war.

Preston wurde mein Freund, nachdem er auf Facebook mit mir Kontakt aufgenommen und mich um meinen Rat zu einem Gedicht von ihm gebeten hatte. Ich lebte in Los Angeles, er in Chicago. Aber wir kommunizierten miteinander, als wären unsere beiden Städte drei Blocks voneinander entfernt. Fast wöchentlich sprachen wir über nahezu alle Themen, die man nur aufgreifen konnte. Von meinem Vater, der mich so selten besucht hatte, bis hin zu seiner Mutter, die dachte, er würde sein irdisches Dasein eines Tages irgendwo auf der Straße beschließen. Er erzählte mir auch verrückte Dinge aus seiner Schulzeit. Und er hatte sich seitdem nicht sonderlich verändert. Als er älter wurde, begehrte er nicht mehr so häufig auf, aber seine Verwegenheit hatte ihn noch immer nicht verlassen. Sie war in jeder Geschichte zu finden, die beim gegenseitigen Austausch zur Sprache kam. Sie sprang ihm von der Zunge und war in allem zu finden. Jeder andere hatte davor Angst. Ich auch.

»Die Leute haben Angst vor dir«, sagte er.

»Warum denn?« Ich schaute ihn an, ohne darauf zu achten, dass der Ton in meiner Stimme wie ein Vorwurf und nicht wie eine Frage klang. Preston tippte auf das Display seines Handys und bewegte den Zeigefinger gleichzeitig auf und ab, um seine ADHS²⁸ unter Kontrolle zu halten. »Ich weiß nicht. Sie haben nur gesagt, du seist bedrohlich für sie. Du bist zwar hübsch, aber sie fürchten sich, dir zu nahe zu kommen.«

Mir ist vielfach gesagt worden, ich würde eher düster als ungefährlich dreinschauen. Man hat über meine Augen gesprochen und darüber, dass sie mehr sagten als mein Mund. Sie würden – so meinte man – jedem, den sie anblickten, mitteilen: »Verschwinde«, oder: »Wer hat dir gesagt, dass du mir so nahe kommen darfst?« Und das stimmte.

Aber meine Augen waren vorausschauender, als es die Leute erkannten, was wahrscheinlich daran lag, dass niemand sie fragte, wie es dazu gekommen war. Wenn es doch jemand tat, hätte er von der Zeit erfahren können, in der meine Augen meinen Papa anschauten. Er hatte mir damals mit der ruhigsten Stimme, die ich jemals gehört hatte, gesagt, dass es ihm nichts ausmache, wenn ich nie wieder mit ihm sprechen würde. Oder von der Zeit, als ich zusah, wie meine ganze dritte Klasse zu einer aufgebrachten Meute Acht- oder Neunjähriger wurde, die sich rücksichtslos gegen mich wandten – gegen meine Haare, meine Haut, mein Gesicht, mein weinendes Gesicht, mein in den Armen vergrabenes Gesicht, das zu fragen schien: »Warum lassen sie mich nicht in Ruhe? Sehen sie denn nicht, dass sie mir schon so furchtbar zugesetzt haben?« Meine Augen wussten, warum sie nicht lächelten. Ich hatte zu viel Angst davor, was die Leute tun würden, wenn sie feststellten, wie sie mich fertigmachen konnten. Aufblickend von der Ablenkung,

28 A. d. H.: Svw. *Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung*. Sie gehört zu den Verhaltens- und emotionalen Störungen, die in der Kindheit bzw. Jugendzeit beginnen.

die er in seinen Händen hielt, sah Preston mich auf einer hellroten Couch rechts neben sich an und sagte lässig: »Das bedeutet nichts, ich habe keine Angst vor dir. Ich denke, du bist cool.«

Preston wusste nicht, dass ihn genau das von anderen abhob. Ihn von anderen unterschied. Ihn gegenüber anderen auszeichnete. Er sah mich so ähnlich, wie Gott es tat: Er sah in mir eine Frau, der mehr Gepäck aufgeladen war, als sie tragen konnte, aber die noch immer unterwegs war. Und es schreckte ihn nicht ab, mich auf diesem Weg als Freund zu begleiten. Seine Art von Männlichkeit kam anders daher. Er verlor nicht den Kopf, als er in Kontakt mit meiner komplizierten Weiblichkeit kam.

Es konnte einem kaum entgehen, dass Preston anders war. Ich hoffte ganz allgemein das Beste, was Männer betraf. Das fiel mir aber nicht wirklich leicht, nachdem ich mein bisheriges Leben lang geglaubt hatte, Männer wären nicht anders als der Jugendliche, der mich missbrauchte, und der Vater, der mich im Stich ließ. Preston zeigte mir aber eine andere Seite. Es gab Augenblicke, in denen mich sein Mitgefühl erschreckte. Ihm war *tatsächlich* an mehr Menschen gelegen als nur an sich selbst. Wer hätte gedacht, dass ein Mann andere *lieben* könnte und ein Herz besitzen würde, das Raum hat für andere Menschen – einen Verstand, der sich für andere Dinge interessiert, die anderen Leuten wichtig sind? Preston dachte an Geburtstage, Zweitnamen und die Gebetsanliegen der letzten Woche. Er fragte dich, wie es dir am Montagmorgen geht, so als hätte er gerade eben mit Gott über dich gesprochen, bevor er mit seiner Arbeit begann. Bis dahin hatte ich gedacht, das christliche Ideal bestände darin, dass einer nicht nur predigt, sondern auch danach handelt, aber nun stellte ich fest: Preston war eine Predigt ohne Worte. Sein Charakter begann, langsam die schweren Steine zu zerschlagen, die der Schmerz in meiner Seele aufgestapelt hatte und die die Angst in mir einsperrten und Schönheit nicht hineinließen. Während das geschah, wurde mein Herz

von so manchen Zwängen befreit. Dies öffnete den Weg für eine Zuneigung, auf der sein Name stand. Und ich hatte keine Ahnung, was ich damit anfangen sollte.

»Santoria, ich glaube, ich mag Preston irgendwie.« Es klang schon seltsam, das laut auszusprechen. So, als wäre ich die Erste, die sagen würde: »Ich liebe dich.« Ich erzählte es ihr in erster Linie nicht, weil ich ihren Rat suchte, sondern weil bei mir auch der geheime Wunsch mitschwang, sie würde mir diesen Gedanken ausreden. Meiner Meinung nach konnte diese Anziehung einer unheiligen Regung entspringen. Oder vielleicht ging sie auf ein anderes Motiv zurück.

Ich war jetzt fast drei Jahre lang gläubig, und ich hatte es verpasst, wie es sich anfühlte, verliebt zu sein, jemanden zu haben, dem ich zu jeder Tages- und Nachtzeit eine SMS senden und mit dem ich über alles und nichts reden konnte, während deine Freunde sehen, wie du lächelnd auf dein Handy schaut, und während sie nach seinem Namen fragen. Vielleicht wollte mein Herz genau *das*, nicht ihn. Wenn das der Fall gewesen wäre, hätte ich meine Aufmerksamkeit leicht anderem zuwenden können. Es gab weniger Beängstigendes, aber ebenso Ablenkendes – wie Bücher oder Poesie. Es gab – von menschlichen Beziehungen abgesehen – viele faszinierende Dinge. Wenn es aber die echte Sehnsucht nach *ihm* und nicht nur irgendeine Vorstellung vom Verliebtsein war, dann befand ich mich auf dem richtigen Weg. Dann würde auch die Angst in mir sterben, die schon so lange in mir lebte, wie ich mich erinnern konnte.

»Sprich mit Gott darüber«, meinte Santoria. Es wäre auch ungewöhnlich gewesen, hätte sie nicht irgendwie Gott ins Spiel gebracht. »Wenn du ein anderes Motiv hast, wird Gott es dir zeigen. Ist die Anziehung aber echt, wird Gott dir helfen.« Und genau das tat ich auch.

Ein Jahr verging, ohne dass ich Preston auch nur ein Wort darüber sagte, wie ich mich fühlte, aber vor Gott verlor ich viele Worte. Während ich diesbezüglich schwieg, sahen wir uns häufig, hauptsächlich auf Poesie-Events in Chicago oder Los Angeles. Vorher und nachher konnten wir uns vor Lachen nicht halten, wechselten dann schnell das Thema und fingen eine theologische Diskussion an, die schließlich in einen Austausch von Kindheitsgeschichten überging. Diese Geschichten verwandelten sich in ein Gespräch über noch nicht verwirklichte Träume.

In dem Maße, wie die Zeit immer weiter verging und ich ein Gebet nach dem anderen himmelwärts schickte, glaubte ich, dass die heranreifende Zuneigung, die ich ein Jahr zuvor verspürte, langsam verschwinden würde. Doch sie beschloss, weiterhin zu wachsen. Nicht wie Unkraut. Unkraut ist hässlich, nicht der Rede wert im Vergleich zu dem, was in meinem Herzen heranwuchs. Dieses Wachstum beschrieb Nikki Giovanni²⁹ einmal, als sie über eine Rose schrieb, die sich ihren Weg durch die Betonritzen ans Licht bahnte. Mein Herz hätte aus Beton bestehen können, hätte Gott mir nicht ein fleischernes Herz gegeben. Was ihm entsprang, war aufgrund dessen, wo ich mich bisher aufgehalten hatte, nicht zu erwarten, aber es wuchs darin. Es benötigte keine Erlaubnis, sondern war nur auf Gnade angewiesen. Allein Gott konnte etwas so Seltsames vollbringen. Er ließ etwas Schönes aus dem Boden hervorsprossen. Das vollbrachte er jetzt in mir. Wie eine Rose, die aus dem Beton herauswächst, wuchs meine Liebe zu einem Mann.

Und nicht für *irgendeinen* oder jeden Mann, sondern für einen Mann namens Preston. Anfangs hatte diese sich entfaltende Anziehung mehr mit *ihm* statt mit seinem Geschlecht zu tun. Meine Zuneigung zu ihm als Person rief letzten Endes den Wunsch nach

29 A. d. H.: Yolande Cornelia »Nikki« Giovanni jun. (geb. 1943) ist eine US-amerikanische Lyrikerin, Aktivistin und Pädagogin. Sie gehört zu den derzeit bekanntesten afroamerikanischen Lyrikerinnen.

allem, was er war, in mir hervor – nach seiner Persönlichkeit ebenso wie nach seinem Mannsein. Das war seltsam und schwer zu verstehen, wenn man es gewohnt war, Blumen an geeigneteren Stellen hervorsprießen zu sehen, aber dennoch war dieser Anblick wunderschön.

Ich habe mich stets gefragt, ob es jemandem auffiel, dass ich mit Gott über Preston sprach. Ich tat mein Bestes, damit man die Dinge, die ich Gott erzählte, nicht bemerkte. Ich hatte gesehen, wie sich Freundinnen mit einem Lächeln verrieten. Ein Lächeln in Richtung des Mannes, von dem sie geliebt werden wollten, gab das Geheimnis preis. Wenn Preston bei mir war, dann war ich versucht, ihn zu lange anzustarren, meine Hände nahe bei den seinen zu halten und nach Umarmungen zu suchen, lange bevor es Zeit zum Gehen war, und Stunden, nachdem wir uns bereits verabschiedet hatten. Es war alles so schwierig. Deshalb ging ich eines Abends nach Hause und sprach mit Gott darüber.

Ich saß auf meinem Bett und betete: »Gott, ich weiß nicht, was dein Wille für mich und Preston ist, aber wenn du möchtest, dass wir zusammenkommen, dann schenke ihm Liebe für mich in sein Herz. Ist es aber nicht dein Wille, dann gib mir bitte die Selbstbeherrschung, ihn wie einen Bruder in Christus zu behandeln, und nicht wie jemanden, in den ich mich verliebt habe.« Gott hörte dieses Gebet und war schon dabei, es zu erhören – Wochen, bevor ich darum bat. Er hatte bereits Prestons Gebete gelenkt und mich in sie eingefügt. Während Preston für eine Frau betete, machte Gott ihn immer wieder auf mich aufmerksam. Er verdeutlichte ihm, dass es der nächste Schritt war, das Kind beim Namen zu nennen und mir die Wahrheit zu sagen. Und das hat Preston schließlich getan.

Ich hatte noch nie so viel Unsicherheit in seiner Stimme gespürt. Es erinnerte mich an jemanden, der eine stark befahrene Straße überquerte. Das Gesicht ist darauf ausgerichtet voranzukommen, die Beine spüren aber, wie die Autos näher kommen. Sie wissen,

dass sie weitergehen müssen, um einen Unfall zu vermeiden. Preston begab sich auf unbekanntes Terrain. Er hatte keine Ahnung, dass ich ihn gern ansah oder seine Hände spüren und ihn umarmen wollte, wann immer mir danach zumute war. Er wusste nur, dass ich die einzige Frau war, die seine Aufmerksamkeit erregte. Die Art, wie ich einen Raum betrat, machte ihm keine Angst. Wie er es genoss, mir zuzuhören, und er dem vertraute, was ich sagte. Ihm war klar, dass ich ehrlich war. Er wusste, dass eine auf Lügen bedachte Frau sein Herz nicht wert war. Viele hatten seinen Körper gesehen, aber sein Herz hatte das Tageslicht noch nicht erblickt. Als Gott ihm sagte: »Geh«, tat er es.

Wollte ich weitergehen, erwartete mich ein Kampf, wie ich ihn noch nie zuvor geführt hatte. Ich habe persönlich keine Kriege miterlebt und hatte auch nicht die Möglichkeit, von irgendjemandes Großvater zu hören, was er gesehen hatte. Und wie ihn das Erlebte in der Nacht aus dem Schlaf riss. Wie ihm das Donnern das Gefühl gab, dass der Feind herausgefunden hatte, wo er sich versteckte, und wie der gegen das Fenster schlagende Regen an das Aufprallen von Kugeln erinnerte. Wie sich unterschiedliche Geräusche in seinem Kopf vermischten, als seine Älteste noch ein Baby war. Manchmal war es schwer zu entschlüsseln, ob das, was aus dem anderen Zimmer bis zu ihm herüberdrang, ihre Schreie oder die eines anderen Soldaten in seiner Truppe waren, der ein Bein verloren hatte. Wie er gelegentlich, wenn er seine Augen zu lange schloss, in der Dunkelheit Dinge sah. Furchtbare Dinge. Dinge, die ihn daran erinnerten, dass er kurz nach seinem Highschool-Abschluss über eine noch frische Leiche steigen musste. Wie er nur nach seiner Mama rufen und ihre Stimme hören wollte, aber sein Land hatte Besseres mit seiner Jugend vor. Die Frage lautete: Wie soll sich ein Mann normal verhalten, wenn ihm der im Krieg erlebte Tod ein engerer Begleiter als der Schlaf geworden ist? Warum sollten wir annehmen, dass er

sich nicht vor dem Dunkeln fürchtet oder sein Leben weiter so wie bisher führt, als gäbe es nicht etwas, was ihn ständig an den Krieg erinnern würde?

Ich war voller Erwartung, als Gott mein Gebet erhörte und unsere Gefühle füreinander ans Tageslicht kamen. Aber es löste auch etwas in mir aus, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Als Preston lediglich mein Freund war, kannte er nur mich als Person. Natürlich hatte er irgendwann einmal auch den Namen meines Vaters gehört und wusste ungefähr, was ich während der Woche gern aß und warum ich im Stillen weinte. Aber diese *neue*, bewusstere Beziehung, in die wir eintraten, machte mir Angst. Auch mein Verstand kam damit nicht klar. Jetzt sah ich Preston mit anderen Augen. Ich wurde misstrauisch. Er war nicht mehr mein Freund. Er war eine Bedrohung. Weil er ein Mann war. Und Männer verletzen Dinge, Menschen, mich. Das haben sie schon immer getan. Sie verletzen stets, was sie berührt haben. Eine derartige Macht wollte ich Preston nicht geben. Aber es kam mir so vor, als hätte er sie.

Als ich seinem Werben nachgab, begann eine Auseinandersetzung zwischen uns. Mir war nicht klar, wie ich seine Liebe annehmen sollte, und er wusste nicht, wie er sie mir geben konnte. Diejenige, der er in Los Angeles begegnet war, war nicht dieselbe, mit der er jetzt beim Essen redete. Sie hatte sich innerlich abgeschottet, war irgendwohin gegangen, und nur Beständigkeit konnte sie zurückbringen. Alles war so unangenehm wie das Erlernen einer Sprache, vor der man immer zu großen Respekt hatte, um sie zu sprechen. Diese Umarmungen, vor denen ich am liebsten ausweichen wollte. Ich musste mich erst daran gewöhnen, wie meine Arme seinen Körper umfassten. Es störte mich, dass er keine Frau war, um deren Taille ich meine Hände legen und die ich einfach an mich ziehen konnte. Er war ein erwachsener Mann mit einem kräftigen Rücken und Schultern, auf denen »Lege deine Arme stattdessen hierhin« stand. Seine Hände waren grö-

ßer als meine. Sie fanden ihren Weg in die kleine Furche in meinem Rücken und ruhten dort sanft. Als wüssten sie, wie man meinen Körper hält. Es fühlte sich nicht zärtlich oder gut an – eher wie eine Provokation, als wollten sie mich daran erinnern, dass er stärker war. Er drückte seinen Kopf nahe an mein Schulterblatt wie ein Kind, das nach den warmen Körperzonen seiner Mutter sucht, um sich dort auszuruhen. Alles, was ich fühlte, war seine Gesichtsbehaarung, die an meinem Kinn kratzte. Ich spürte den starken Drang, sie von mir fernzuhalten. Ich erinnere mich, wie anders es war, eine Frau zu umarmen, deren Hände sich unbekümmert und bescheiden anfühlten. Oh, wie sehr ich mir wünschte, dass dies alles ein Ende nehmen würde! Dass diese ganze Erfahrung nicht so kompliziert wäre – ein Abenteuer, von dem ich nicht wusste, dass ich meine Einwilligung dazu gegeben hatte.

Wir flogen zusammen nach Trinidad, um an einem Poesie-Event teilzunehmen, für das wir beide engagiert waren. Fünf Monate waren vergangen, seitdem wir angefangen hatten, uns zu verabreden, und nichts war einfacher geworden. Wir wurden von einigen verantwortlichen Personen aus der Gemeinde beraten, und ich hatte mich außerdem seelsorgerlich betreuen lassen, um inmitten dieser Verwirrung der Gefühle meinen Weg zu finden. Ich zog nach Chicago, um für eine gemeinnützige christliche Organisation zu arbeiten, und hatte mich daran gewöhnt, Preston regelmäßig zu sehen und mit den sich daraus ergebenden Fragen umzugehen. Was uns zusammenhielt und nicht nach etwas anderem suchen ließ, war das Wissen, dass Gott uns trotz unserer ungewöhnlichen Beziehung zusammen sehen wollte. An keinem Punkt, seit ich Gott kannte, hatte er mich je zum Leben berufen, ohne dass es Probleme auf dem Weg gegeben hätte. In dieser Hinsicht hatte er etwas Gutes im Sinn, aber momentan sah ich nur das Schlechte.

Als wir auf der Insel ankamen, war ich frustriert. Mich hielt eine hartnäckige Versuchung im Griff. Am Tag kehrten meine alten Erinnerungen zurück. In der Nacht wurde ich von Träumen heimgesucht. Was ich durch Gebet, Bibellesen und Sündenbekenntnis aus meinem Herzen herauszuhalten versuchte, kam bei Sonnenuntergang mit voller Kraft zurück. Jedes Mal, wenn ich mich schlafen legte, sah ich meine Freundin vor mir. Ich hörte ihre Stimme und vermisste sie. Es war ja nicht damit getan, dass ich aufwachte und feststellte: Du musst dich durch einen weiteren Tag kämpfen! Und alles zu vergessen, was ich bisher getan hatte, verlangte ebenfalls viel Mut.

Mein Glauben konnte einem solch unablässigen Angriff nicht standhalten. Er wurde mit jedem Tag schwächer, weil er sich so viel versagte und so häufig verzichten musste. Nach unserem Auftritt beim Poetry-Slam saßen wir nebeneinander und schauten uns die Endspiele der NBA³⁰ an. Preston bemerkte die dunkle Wolke, die sich über mir ausgebreitet hatte, und war es leid, so zu tun, als würde er sie nicht sehen. Und sie nicht spüren. Und nicht bemerken, dass *ihn* jedes Mal, wenn ich etwas tat, die volle Wucht meiner veränderten Gefühle traf.

»Was ist los mit dir? Warum bist du nur so grob zu mir?«

Er klang verärgert. Es war, als hätten ihn all die Monate meines kriegsähnlichen Verhaltens schließlich erreicht. Ich fuhr ihn an, ohne meine Stimme zu erheben.

»Weißt du, mir ist überhaupt nicht klar, warum ich mit dir zusammen bin.«

Unglaube hatte sich meiner Hoffnung und meiner Zunge bemächtigt.

»Ich verstehe einfach nicht, warum ich nicht mit Frauen zusammen bin. Ich möchte gar nicht bei dir sein.«

30 A. d. H.: Svw. *National Basketball Association*: die seit 1946 bestehende Basketball-Profiliga in Nordamerika (USA und Kanada).

Ich hatte die ganze Woche darüber nachgedacht und konnte den Zweifel nicht mehr für mich behalten. Wenn es Gottes Wille war, dass wir zusammen waren, dann musste er dafür sorgen, denn ich konnte es nicht. Ich war nicht an Gottes Stelle. Ich war außerstande, die Welt und alle auf ihr befindlichen Werke zu erschaffen, die Sonne aufzuhalten, dem Mond zu gebieten, die Sterne zu zählen, die Stolzen zu demütigen, die Demütigen zu erhöhen, das Rote Meer zu teilen, die Aussätzigen zu heilen oder die Toten aufzuwecken. Kein Engel war meiner Mutter vor meiner Geburt erschienen. Der Name meines Vaters wurde nicht vom ganzen Himmel besungen. Wäre ich an Gottes Stelle gewesen, hätte ich das Unmögliche vollbringen und die Wandlung von einem lesbischen Mädchen zu einer Christin, die einen Mann liebt, bewirken können. Aber weil ich nicht an Gottes Stelle war und es nicht konnte, gab ich auf.

Als ich nach Chicago zurückkam, wusste ich, dass es mit uns für immer vorbei war. Es gab keine Möglichkeit, dass sich ein Mann von etwas Derartigem erholen konnte. Ich hatte unserer Beziehung den Todesstoß versetzt, und ich fühlte mich teilweise erleichtert.

Meine erste *echte* heterosexuelle Beziehung war schwieriger, als ich es mir vorgestellt hatte. Die Freiheit – die Möglichkeit, sich nicht kümmern und keinen Grund dafür angeben zu müssen – gab mir ein gutes Gefühl. Aber durch die Freiheit wurde die Schuld nicht aufgewogen; vielmehr lastete die Schuld schwerer auf mir. Wie konnte ich das Herz des ersten Mannes brechen, den ich je lieben *wollte* und den ich auch wirklich geliebt hatte, auch wenn ich nun versagt hatte? Er war, so meine Vorstellung, absolut bereit – bereit, sich vor einen Schnellzug zu werfen oder sich dem Feuer einer Schusswaffe auszusetzen, bereit, aus meinem Leben zu verschwinden.

Meine Vergangenheit verfolgte erst mich und jetzt uns beide. Sie würde mich – und jetzt auch Preston – nicht ungeschoren davonkommen lassen. Sie hielt mich zurück – und jetzt auch ihn. Und ich ließ sie. Und in vielerlei Hinsicht konnte ich nichts dagegen tun. So wie der Großvater, mit dem ich nie gesprochen hatte, nicht anders konnte, als den Krieg zu sehen, wenn er seine Augen schloss, musste ich nun an Krieg denken, wenn ich in Prestons Augen schaute. Aber ich wandte mich von diesen Augen und dem Friedensvertrag ab, den sie unbedingt mit mir schließen wollten.

Es war Mittag, und ich hatte noch nicht mit Preston gesprochen. Auf meiner damaligen Arbeitsstelle gab es einen Gebetsraum. Äußerlich deutete kaum etwas darauf hin. Bequeme Sitzmöbel und Bibeln waren die einzigen sichtbaren Dinge, die sich darin fanden. Ich setzte mich hin und spürte, wie das Gewicht meiner müden Seele auf mir lag – jetzt besonders schwer, weil ich wusste, dass ich meinen Freund verletzt hatte. Einen Schmerz, der größer ist als ich, kann mein Körper nicht fassen, oder er hält sich nicht allzu lange in ihm.

Diesmal wurde er immer zügelloser – jedes Mal, wenn ich an Gott dachte und daran, was ich dem Sohn antat, den er gesandt hatte, um mich zu lieben. Mein Handy meldete sich, was mich eine Sekunde lang an den Stich und den etwas später darauf folgenden Schmerz erinnerte. Ich wischte den übrig gebliebenen Kummer von meinen Händen und griff zum Handy, um zu sehen, wer etwas von mir wollte. Mit einem kurzen Blick auf die Nachricht erhaschte ich Prestons Namen. Ich wusste, er würde mich nicht nur daran erinnern, wie verheerend sich meine Angst auf unsere Beziehung ausgewirkt hatte. Schrieb er mir nur eine Message, um mir gehörig zuzusetzen und mir mitzuteilen, was ich da angerichtet hatte? Er hatte nicht viel zu sagen. Durch meine Tränen konnte ich sehen, dass die Nachricht kurz war. ›Kurz ist gut, dachte ich. ›Je schneller

ich sie lesen kann, umso kürzer kann meine Antwort ausfallen.« Ich schaute genauer hin und las die Worte: »Ich liebe dich.«

Die Tränen meldeten sich zurück, aber dieses Mal waren sie anderer Art. Der Schmerz war nicht verschwunden, aber jetzt wurde er teilweise davon verdrängt, dass ich verwirrt und aus der Fassung geraten war. Wie konnte es sein, dass ich einen Mann gefunden hatte, der so verwegen war, *mich* zu lieben? Und das, nachdem ich ihm »Nein!« gesagt hatte. Nachdem ich ihm den Zugang zu dem Herzen verweigert hatte, das er nur festhalten wollte? Wie konnte er es wagen, nicht so zu sein wie mein Daddy? Wer hatte ihm gesagt, dass er bleiben konnte? Welcher Verheißung hatte er geglaubt, die ihn am Leben erhielt, sodass er nicht bereit war, unserer Beziehung den Todesstoß zu versetzen? Ich bin mir sicher, dass es die Worte des Apostels Paulus an die Epheser waren. Was sonst hätte es sein können? Wenn es nicht Jesus mit seiner Liebe zu halsstarrigen Menschen war, wer dann? Welche andere Geschichte war so gut wie diese und für uns von solch großer Bedeutung wie die Nachricht, dass Jesus sein Leben für seine Braut dahingab, die ihn zunächst nicht in ihrem Leben haben wollte? Preston liebte mich nicht, weil er ein hoffnungsloser Romantiker war. Nach weltlichen Gesichtspunkten *war* unsere Situation hoffnungslos. Aber er hatte einen anderen Bezugspunkt, der ihm Kraft gab: das Evangelium. Er liebte mich, weil er Gott *mehr* liebte.

Einen Monat später ging Preston auf die Bühne. Aus dem Poesie-Event, bei dem wir uns vor vier Jahren getroffen hatten und bei dem *zwei* Leute in einer Lagerhalle in Los Angeles aufgetreten waren, war eine Poetry-Slam-Veranstaltung mit 3500 Menschen in einer großen kalifornischen Gemeinde geworden, wobei es nach wie vor munter zugeht und die große Begeisterung für die Poesie zu spüren war. Ich saß in der ersten Reihe und wartete auf seinen Auftritt.

Im Raum wurde es ruhig; seine Augen waren nervös, sein Mund war geöffnet:

»Aprilduft lag in der Luft. Wir waren damals Freunde in einer von Sorg- oder Erwartungslosigkeit geprägten Beziehung; es gab nur die Körpersprache der Anziehung, während wir alles Mögliche beredeten. Wir beide waren Poeten und hatten derart scharfe Zungen, dass man nicht hätte meinen können, wir würden die alte Natur täglich in den Tod geben. Wir verstanden es, mit Sprache umzugehen, haben aber daraus nie einen Vorteil gezogen. Wir respektierten die Kunstform ›Poesie‹, die Gott in unser Herz gelegt hatte, als könnten wir buchstäblich spüren, wie das Blut des Königs David durch unsere Adern pulsierte. Ich vermisse jene Tagesanfänge, an denen wir aus unseren Träumen erwachten – erschöpft vom Abend zuvor, als wir bis tief in die Nacht hinein miteinander redeten und die Sterne unserer Gesellschaft müde wurden. Wie wir unsere gemeinsam verbrachten Augenblicke gestalteten und wie unsere starken Persönlichkeiten nebeneinander bestanden wie zwei bescheidene Könige bei einem Festmahl, wobei Respekt der Eckpfeiler unserer Beziehung war. Das waren wir in der Rückschau. Das waren wir, bevor unsere wahren Gefühle aus unseren Herzen hervorbrachen, aus unseren Mündern sprudelten und im Leben des jeweils anderen landeten wie zwei wunderschöne Raketen, wobei wir nicht genau wussten, was wir mit ihnen anfangen sollten. Wir bewunderten, wie gut sie konstruiert waren, fürchteten aber auch, dass sie jederzeit explodieren und die Gliedmaßen unserer Emotionen abreißen könnten. Ich wusste das, weil unsere Beziehung den Krieg in *ihr* entfachte. Ihr Herz wurde zu einem Schlachtfeld. Ihre Zunge verwandelte sich in einen Schutzschild, und ihre Augen glichen Schwertern, die

mit jedem Blick tiefe Einschnitte verursachten. Ihr kriegerähnliches Verhalten ging mir bis ins Mark – ich war verwirrt darüber, wie ich in wenigen Monaten zum Feind geworden war. Ihre Liebe für mich wurde infrage gestellt. Und dann sprach eines Tages der Herr und sagte zu mir: »Preston, wenn du in der Schlacht unzählige Male verwundet worden wärest, dann hättest auch du dir so etwas wie eine Guerilla-Taktik zugelegt. Ich rufe dich auf, sie nicht zu lieben, wie du es bisher getan hast, sondern sich ihr in meiner Gesinnung zuzuwenden.«³¹

Als er fertig war, fragte er mich, ob ich seine Frau werden wollte. Ich sagte ihm: »Ja, gern.« Er konnte mein Ja bekommen, aber mein Vertrauen zu gewinnen, sollte ihm schwerer fallen.

31 »Journey to Covenant« von Preston Perry. A.d.H.: Dies lässt sich in freier Übersetzung mit »Schritte gehen, um sich aneinander zu binden« wiedergeben.

2013 – 2014

»Du weißt, dass du jetzt anfangen musst, mir zu vertrauen.«

Wir waren gerade erst zwei Minuten verlobt. Als wir die Bühne verließen und in den Aufenthaltsraum gingen, nutzte Preston unsere ersten gemeinsamen Augenblicke, um mir zu sagen, was ich tun sollte. Er meinte es natürlich gut. Er liebte mich auf eine Weise, die selbst ihn schockierte. Das und ein gebeugtes Knie, ein glückliches Lächeln und die Bitte, zu ihm zu gehören, bis Gott mich nach Hause holen würde, bedeuteten, dass es jetzt Zeit war »loszulassen« (oder so ähnlich, dachte er).

Aber ich brauchte mehr als Zeit und Liebe und einen Ring.

Wieder einmal war ich auf Gott angewiesen.

Kurz nach unserer Verlobung nahmen wir noch vor der Eheschließung die seelsorgerliche Hilfe unseres Pastors und seiner Frau in Anspruch. Sie stellten uns die einschlägigen Bibeltexte vor, in denen das Thema Ehe angesprochen wird. Damit begannen normalerweise unsere Sitzungen, die in der Regel mit Gebet und der Frage nach dem Zustand unserer moralischen Reinheit endeten. Diese seelsorgerlichen Gespräche vor dem Beginn unserer Ehe umfassten Situationen, in denen unsere Auseinandersetzungen auch den von uns gewählten Vertrauenspersonen bekannt wurden und Lösungen erarbeitet werden konnten.

Unsere Meinungsverschiedenheiten waren weder kreativ noch neu. Sie wiederholten sich immer wieder. Preston hatte das Empfinden, dass ich nicht respektvoll genug war. Meiner Ansicht nach fehlte ihm Geduld. Er wünschte sich, dass ich ihm gegenüber mehr

Rücksicht nehmen würde. Ich wünschte mir, er könnte verstehen, warum dies – bisher – nicht der Fall war.

Am meisten frustrierte mich, dass ich nicht wusste, *wie* ich mich verhalten sollte, als wäre ich noch nie verletzt worden. Ich hatte aber schon schwerere Dinge und größere Veränderungen erlebt. Ich hatte der Frau, deren Liebe mir am meisten bedeutete, Lebewohl gesagt. Ich hatte Gott in mein Leben aufgenommen. Ich hatte die Art, mich zu kleiden, verändert. Ich hatte mich einer Ortsgemeinde angeschlossen, neue Freunde gefunden, neue Hobbys, viele neue Dinge. Aber aus irgendeinem Grund war ich nicht imstande, *mein Inneres* so zu erneuern, dass ich Preston furchtlos lieben konnte.

Frauen zu lieben, fiel mir leicht. Für mich war es nicht anstrengend, mich ihnen hinzugeben. Sie konnten an alledem Anteil haben – an meinen ehrlichen Tränen, meinen nicht erzählten Geschichten, meinem innersten Ich. Preston liebte mich gottgemäß. Aber ganz gleich, wie liebevoll er auch war, er war nach wie vor ein Mann. Ein Mann, der mich lieben konnte. Mich, eine schwache Frau. Mich, ein verängstigtes Mädchen. Mich, die sich nicht allzu sehr bemühen wollte, den Schmerz zu verdrängen, dass ich keine Liebe in mir zulassen konnte.

Zwischen den guten Tagen (wenn wir uns daran erinnerten, wie wir Freunde sein konnten) und den weniger guten Tagen (wenn wir uns gegenseitig unsere Frustrationen entgegenschleuderten, als glichen sie Peitschenhieben) betete ich. Der 1. März, unser Hochzeitstag, kam immer näher, und die Angst bestand darauf, mich auf dem Weg zum Traualtar zu führen.

Ich konnte es nicht zulassen, dass die Angst mir die Hand hielt. Auch wenn sie mir ein vertrauter und beständiger Begleiter war, wusste ich, sie würde nur darauf hinwirken, das zu trennen, was Gott zusammenführen wollte. Ich brauchte eine andere Hand, die ihren Platz einnahm. Ich konnte den Gang nicht allein entlangschreiten. Meine Beine würden höchstwahrscheinlich auf halbem

Weg ihren Dienst verweigern und meinem Körper sagen, dass er zurückgehen sollte. Sie würden ihn wohl auffordern, etwas Nahelegendes zu tun. Und dann war da noch immer die Furcht davor, dass Gott gut war und es gut meinte.

Also betete ich zu Gott. Ich hatte Angst davor, dass ich zu lange glauben könnte, ich wäre imstande, alles rückgängig machen zu können, weil ich mich nicht mehr auf ihn verließ. Und das ist es höchstwahrscheinlich, was Gott die ganze Zeit über haben wollte: mein Vertrauen.

In erster Linie wollte Gott, dass ich nicht Preston, sondern ihm vertraute. Diese Beziehung, diese Verlobung und diese geplante Ehe benutzte Gott, um mich dazu zu bringen, mich mit den Bereichen meines Herzens zu beschäftigen, die ich ihm noch nicht ausgeliefert hatte. Die Angst hatte viel zu viel Raum in mir eingenommen, und Gott war nie jemand gewesen, der das Herz seiner Kinder mit Lügen teilte. Daher war Preston, ohne es zu wissen, Gottes Werkzeug, um mich zu reinigen.

Wäre alles so leicht gelaufen, wie ich es gern gehabt hätte, wäre ich glücklich gewesen, aber ich bezweifle, dass ich dann heil geworden wäre. Gott hatte mich ganz und gar gerettet und war dabei, sein Werk in mir völlig zu tun. Er wollte meinen Verstand *und* meine Gefühle. Meine Reinheit *und* meinen Frieden. Meinen Körper *und* meine Kämpfe. Dieser Herr, den ich mittlerweile seit fast sechs Jahren kannte, liebte mich, indem er mein Innerstes aufdeckte. Es war eine recht unangenehme Art der Heiligung, bei der er den einzigen Mann, dem ich mein »Ich will« zu geben bereit war, als Werkzeug gebrauchte.

Ich schritt den Gang entlang nach vorn – noch immer mit großer Angst, aber jetzt hatte sich mein Verhältnis zu ihr verändert. Diesmal sah sie sich Widerstand ausgesetzt. Sie sollte sich nicht so leicht durchsetzen können, als hätte sie es sich bei mir schon bequem gemacht, um mein Verhalten zu bestimmen.

Mit jedem Schritt in Richtung des Mannes, den ich liebte, sagte der Glaube meinen Beinen, was sie zu tun hatten. Der Glaube zeigte der Angst, wohin sie gehen musste: Sie sollte verschwinden.

Unter meinem weißen Schleppkleid fand ein Kampf statt, den keiner der Gäste bemerkte. Sie sahen mein Lächeln und meinen aufgereckten Hals, wussten aber nicht, was mir den Mut für ein derartiges Wagnis wie die Ehe gab. Sie dachten, ich würde den Gang auf dem Teppich entlanggehen, der ausgerollt wurde, bevor ich die Gemeinde betrat. In meinen Augen ging ich auf dem Wasser, um das Unmögliche zu tun. Mir war klar, dass Gott mich an diesen Ort geführt hatte und mich nicht untergehen lassen würde, solange ich seine Hand hielt – ganz gleich, wie unheimlich es noch werden sollte.

Preston ergriff meine Hand, und wir blieben stehen. Er strahlte so wie immer, und mein Gesicht verriet eine Gebetserhörnung. Noch vor sechs Jahren hätte ich mir einen Tag wie diesen nicht vorstellen können. Vor einem Mann zu stehen, ihn *wirklich* zu lieben und sagen zu können: »Ich will«, ohne dabei Verachtung zu empfinden – das konnte nur das Wirken Gottes sein.

Mir war bewusst, dass nach diesem beschwingten Tag auch andere Zeiten folgen würden. Einige würden sogar bitter werden. Andere sollten neue Gnade mit sich bringen. So oder so – ich wusste, dass Gott dieses fortwährende Abenteuer namens Ehe benutzen würde, um sein Werk in mir weiterzuführen und um mich zu heiligen und sich zu verherrlichen.

Der Blick von außen nach innen ließ erkennen: Mit der Beziehung zwischen Preston und mir lieferte Gott den Beweis dafür, dass er imstande war, »aus einem lesbischen Mädchen ›eine neue Schöpfung‹ zu machen«. Doch in Wirklichkeit hatte er das bereits in dem Augenblick getan, als er mich von der Sünde befreite.

Die Ehe »stellte« nicht »unter Beweis«, dass ich mich verändert hatte. Das hatte die Frucht des Geistes gewirkt (Gal 5,22-23). Die Kraft, die einst geliebten Dinge anzuschauen und sie für wertlos zu halten, entsprach dem Wirken, mit dem Gott die Welt an seine Macht erinnerte.

Preston und ich wurden nicht deshalb zusammengeführt, um als Paradebeispiel für alle Paare zu gelten, die aus den Beziehungen gläubig gewordener, bisher homosexuell lebender Menschen hervorgegangen sind. Gott hat uns vielmehr in erster Linie zusammengebracht, um auf das Geheimnis des Evangeliums Gottes hinzuweisen (Eph 5,32). Durch die Ehe sollte *ich* Gott verherrlichen. Ein Fleisch mit Preston zu werden, würde mich nicht zur Fülle bringen. Die Ehe ist nicht das, was mich heil macht, aber durch sie wirkt Gott – zusammen mit all den anderen Dingen, die der Töpfer verwendet –, um mich als Ton in seiner Hand zu formen. Zuallererst liebte ich Gott. Ihm war ich schon »angetraut« worden, lange bevor ich Preston kennenlernte, und in dieser engen Beziehung zu ihm werde ich auch dann noch sein, wenn der Tod mich von dem Mann getrennt hat, dem ich mein Eheversprechen gegeben habe.

Glauben Sie an Wunder? Oder besser gefragt: Glauben Sie, dass Gott noch immer das Unmögliche tut – übernatürliche Dinge unter uns?

Vielleicht gehören Wunder Ihrer Meinung nach der Vergangenheit an. Etwas, was Gott zur Zeit Moses tat. Mit Blut im Nil anstelle des Wassers, das verschwand, nachdem Mose mit seinem Stab die Oberfläche des Flusses berührt hatte. Elia wusste selbst, wie grenzenlos die Kraft Gottes ist, als er ihn bat, einen Jungen aus den Toten zurückzuholen, und unmittelbar danach konnte er das wunderbare Eingreifen Gottes bezeugen. Jona leugnete nicht, dass Gottes Hand auf verschiedene Weise der betreffenden Angelegenheit eine andere Wendung geben konnte. Er wurde zwar ins Meer geworfen, doch dann wurde er gerettet, sodass er doch noch nach Ninive gehen konnte. Die Gnade sandte einen Fisch, der ihn an die Küste brachte, und er setzte seine Stimme ein, um Hunderttausende davor zu bewahren, im Zorn Gottes unterzugehen.

Das Wundersame zeigt sich am deutlichsten, als Jesus in die Welt kam. Doch trotz all seiner Wunder steht fest: Sogar als Jesus hier auf Erden war und tat, was Augen nie gesehen und Ohren nie gehört hatten, weigerten sich viele Menschen, ihm zu glauben.

In einer speziellen Situation (Joh 9,1-34), als Jesus mit seinen Jüngern den Tempelbereich verließ, fiel ihm ein Mann auf, der von Geburt an blind war. Da dieser nicht sehen konnte, bemerkte er nicht, dass Jesus ihn anschaute. Aber seine Ohren dürften das Geräusch von vielen Füßen wahrgenommen haben, die auf ihn zuzogen. Um diesen Tempel herum war es stets dunkel, zumindest für ihn. Wenn er die Wärme spürte, wusste er, dass die Sonne aufgegangen war. Dann konnte er den Tag nutzen und die anwesenden Gottesdienstteilnehmer um Hilfe bitten. Doch wenn dann der

Abend kam, hatte er zumeist zu wenig Geld in seiner Bettelschale, und er blieb zurück mit der traurigen Erkenntnis, dass er nach wie vor in der Finsternis war.

Nach allem, was er spüren konnte, stand jetzt jemand vor ihm. Doch was war das? Der Mann schreckte schnell zusammen – er hörte, wie jemand auf die Erde spie. Was passierte da gerade? Er konnte es nicht sehen, aber Jesus vermischte seinen Speichel mit etwas Erde und machte einen Brei daraus. Vor langer, langer Zeit, als er aus dem Staub einen Menschen erschuf, hatte er etwas Ähnliches getan. Hier sollte der Brei aus Erde und Speichel auf die Augen eines Mannes gelegt werden, den er heilen wollte.

Nehmen wir wieder die Perspektive des Blinden ein: Wer auch immer er – der vor ihm stehende Mann – war, der Unbekannte strich den klebrigen, mit Speichel versetzten Brei auf seine Augen. Noch bevor der Blinde Fragen stellen konnte, sagte der Unbekannte etwas. Der blinde Mann hörte ihn sagen: »Geh hin, wasche dich in dem Teich Siloam.« Aufgrund seiner Blindheit konnte er das Gesicht des Mannes nicht sehen. »Geh hin« klang wie »sei gehorsam«. »Wasche dich in dem Teich« klang wie »hier, jetzt«. Da er den nahe gelegenen Teich kannte, machte er sich auf den Weg. Er befolgte die Anweisungen des Unbekannten. Er griff mit beiden Händen ins Wasser, die wie zwei widerspenstige Schiffe absichtlich untergingen, und rieb sie gegen den Brei. Während er sich Wasser ins linke und ins rechte Auge schüttete und die Erde aus dem Gesicht spülte, geschah das Wunder: Er konnte sehen!

Als er zum Tempel zurückging, sahen die Menschen, wie er sie anschaute. Sie hatten sich daran gewöhnt, dass seine Augen entweder geschlossen waren oder umherwanderten – unfähig, sich auf ein Objekt zu konzentrieren und es überhaupt zu erkennen. Jetzt schaute *er* sie an, und sie konnten nicht genau feststellen, ob es wirklich der Blindgeborene oder ein anderer Mann war, der ihm zwar wie aus dem Gesicht geschnitten war, aber schon immer sehen

konnte. Als er hörte *und* sah, wie sie sich fragten, ob er derselbe Mann sei, der als Blinder vor dem Tempel gebettelt hatte, bestätigte er ihnen, dass er tatsächlich dieser Mann war. Als man ihn fragte, weshalb er denn jetzt sehen könne, erzählte er ihnen, wie ein Mann namens Jesus das bewirkt hatte. Von dem Wunder hörten schließlich die Pharisäer, die den Mann ebenso befragten wie die Juden in seinem Umfeld. Sie erkundigten sich sogar bei seinen Eltern, ob er schon blind zur Welt gekommen sei. Das bestätigten sie ihnen. Nun wusste ihr Sohn, wie seine Eltern aussahen, und das verdankte er einzig und allein Jesus.

Die Pharisäer konnten nicht begreifen, dass Jesus – ein Mann, der behauptete, mit Gott eins zu sein, ein Messias in den Kleidern eines Zimmermanns – dieses Wunder vollbracht hatte. Oder dass das Wunder echt war und kein Trick war, um bei den Volksmassen Anklang zu finden. Blinde *bleiben* blind. Es sei denn, sie sind nie wirklich blind gewesen. Und selbst wenn man von dem hypothetischen Fall ausging, dass ihre Augen tatsächlich aufgetan wurden, dann konnte es unmöglich ein jüdischer Mann aus Galiläa getan haben. Von ihrem Unglauben verblindet und nicht bereit, über das Wunder hinaus auf die damit bezeugte Herrlichkeit Gottes zu sehen, stießen sie den jetzt sehenden Mann aus ihrer Mitte aus. Aber Jesus fand und fragte ihn: »Glaubst du an den Sohn Gottes?« (V. 35). »Und wer ist es, Herr, damit ich an ihn glaube?«, fragte er (V. 36). Jesus antwortete ihm: »Du hast *ihn* ja *gesehen*, und der mit dir redet, der ist es« (V. 37). »Ich glaube, Herr«, sagte er und betete ihn an (V. 38). Daraufhin sagte Jesus: »Zum Gericht bin ich in diese Welt gekommen, damit die Nichtsehenden sehen und die Sehenden blind werden« (V. 39).

Wissen Sie, warum wir nur schwer glauben können, dass ein lesbisches Mädchen ein völlig anderes Wesen werden kann? Weil es uns so schwerfällt, Gott zu glauben. Die Pharisäer sahen den blind geborenen Mann, hörten sein Zeugnis und erfuhren von seiner

Vergangenheit und davon, wie sehr sie sich von seinem jetzigen Zustand unterschied. Dennoch weigerten sie sich, dem Wunder zu glauben, weil sie *denjenigen*, auf den es hinwies, ablehnten. Sie stellten das Wunder infrage, weil sie keinen wahren Glauben an den Gott hatten, der es bewirkte. Das Wunder sagte weniger über den blinden Mann aus als vielmehr über einen guten Gott. Es zeigte *ihn*. Seine Macht. Seine Fähigkeit, das zu tun, was er will. Wie er es will, wann er es will und an wem er es vollbringen will.

Es war das unbegreifliche Wesen des Handelns Jesu, allen Menschen zu zeigen, dass er wirklich als Gott im Fleisch gekommen ist. Und somit war und ist alles, was er über sich und die Welt sagte, absolut wahr. Jesus wollte das Wunder für zukünftige Generationen gebrauchen, um ihnen die große Blindheit in all denjenigen Menschen zu veranschaulichen, die davon überzeugt sind, dass sie gut sind, und meinen, sie könnten auch ohne Gott durchs Leben kommen. Die blind durch die Welt gehen und glauben, dass die Finsternis, in der sie alle Tage ihres Lebens verbringen, im Grunde Licht ist.

Jesus kam in diese Welt, um uns die Augen zu öffnen – nicht nur, weil er es wollte, sondern auch, weil er es *konnte*. Es hat einen Grund, warum es als Wunder bezeichnet wird. Es ist schwerer, einen Sünder von seiner Herzenshärte zu befreien, als einem Blinden sein Augenlicht zu schenken. Menschen sind nicht imstande, ihre eigenen Augen in geistlicher Hinsicht zu öffnen. Schon Adam versteckte sich hinter den Bäumen des Gartens in der Hoffnung, er könnte sich dadurch dem Urteil Gottes entziehen. Wir sind alle äußerst kreativ bei dem Versuch, uns selbst zu helfen, aber wir werden niemals Erfolg dabei haben. Wir werden nie von uns aus die geistliche Sehfähigkeit erlangen. Gott wäre nicht Gott, wäre er außerstande, das uns Unmögliche zu vollbringen. Er war Gott in der Ewigkeit vor aller Zeit, und er wird es auch in der Ewigkeit nach aller Zeit sein. Er ist der Gott, der Wunder tut. Und wir können

sicher sein, dass die Errettung eines Sünders in dieser Beziehung das größte Wunder ist, das die Welt je miterleben kann.

Dieselbe Kraft, die einen Blinden durch so primitive Mittel wie Speichel und Erde sehend machte, ist auch in einem Evangelium verborgen, das viele für töricht halten und das ein auferstandener Erlöser in diese Welt brachte. Wie bei der Errettung aller Menschen war auch in meinem Fall Gott der zuerst Handelnde. Durch den Glauben an ihn wurde ich, ein lesbisches Mädchen, ein neuer Mensch, der nun in die rechte Beziehung zu ihm gebracht worden ist. Er hat mir die Augen geöffnet, sodass ich meine Hände erkennen und sehen kann, wie diese die Schwielen der Sünde getragen haben und wie Jesus gekommen ist, um mich von ihnen allen zu befreien. Jetzt, da ich sehe, bete ich ihn an. Eines ist sicher: Wenn ich gefragt werde, wie ich jetzt sehen kann, nachdem ich so lange blind war, dann sage ich ganz einfach: »Ich war blind, ein guter Gott kam vorbei, und jetzt sehe ich.«

Teil 3 – Gleichgeschlechtliche Anziehung *und* ...

Diese Schlusskapitel sind dazu gedacht, zusätzliche Informationen weiterzugeben. Bisher habe ich viel von mir und Gott erzählt, aber wenn es Ihnen ähnlich ergeht wie mir, dann fragen Sie sich: ›Was nun? Gibt es irgendwelche praktischen Schlüsse, die ich für mich, meine Freunde oder meine Kollegen daraus ziehen kann?‹ In dieser Beziehung glaube ich, dass Teil 3 dieses Buches – auch wenn er nicht erschöpfend ist – für Sie von Nutzen sein kann.

Darin werden wir wiederholt von Christen sprechen, die eine »gleichgeschlechtliche Anziehung« spüren (oder, kurz gesagt, »GGA-Christen«³² sind). Ich verwende diesen Ausdruck für wiedergeborene Männer und Frauen, die aus Gnade durch den Glauben über ihre Sünden (einschließlich der Homosexualität) Buße getan haben und nun an den Herrn Jesus Christus glauben. Diese Männer und Frauen werden als GGA-Christen bezeichnet, weil sie, obschon durch die Kraft des Heiligen Geistes erneuert, nach wie vor vom Fleisch versucht werden, Gott missfallende Dinge zu tun, nämlich unbiblischen Formen der Sexualität nachzugeben.

Ich benutze den Ausdruck nur, um dadurch klarzumachen, wen ich anspreche oder über wen ich hinsichtlich des vorliegenden Themas schreibe. Ich meine damit absolut nicht, dass diese Männer und Frauen, die noch immer in der Versuchung von GGA stehen, von ihrer Identität her als »homosexuelle Christen« bezeichnet werden sollten, wie dies manche tun. Es sei noch einmal gesagt, was ich bereits oben ausgeführt habe: Ich glaube nicht, dass es angeraten ist oder dem Wesen des Evangeliums entspricht, sich mit den Sünden aus der Vergangenheit oder den Versuchungen der Gegenwart zu identifizieren. Vielmehr sollen wir uns ausschließlich mit Christus einsmachen, der beides überwunden hat. Er hat dies für diejenigen getan, die er als die Seinen bezeichnet. Das Wesen aller Männer und Frauen – ich eingeschlossen –, die

32 A. d. H.: Dieser Begriff wird hier und im Folgenden als Ad-hoc-Ausdruck gebraucht. Das gilt auch für die Abkürzung GGA.

mit *sexueller Versuchung* nur allzu vertraut sind, besteht letzten Endes nicht darin, was mit einem derartigen Begriff umrissen wird. Unser Wesen besteht vielmehr in dem, was Christus für uns getan hat; deshalb ist unsere letztendliche Identität recht einfach zu beschreiben: Wir sind Christen.

Gleichgeschlechtliche Anziehung und Identität

Identität ist sehr wichtig. Wie eine Sprache, die untrennbar zu unserem Menschsein gehört, sagt sie eine Menge darüber aus, was wir in Bezug auf Gott, uns selbst und andere glauben. Sie bestimmt zwangsläufig das »Wie«, das für unsere Schritte maßgeblich ist. Wie wir über die Welt denken, kann auf Fragen wie die folgenden zurückgeführt werden: »Wer bin ich heute?«, und: »Wer ist Gott allezeit?« Diese Fragen sind von unglaublich großer Bedeutung für wiedergeborene Christen, die noch immer mit GGA zu tun haben. In der Welt, in der wir leben, ist die Sexualität zu einem zentralen Punkt unserer Identität geworden. Eine Identität, die durch das Schwenken der Regenbogenfahne ein Bundeszeichen missbraucht, das Gott gab, nachdem er die Welt durch Wasser gerichtet hatte. Homosexualität hat nicht nur mit Handlungen zu tun, sie ist eine *Lebensform*. Es ist, als würde man sagen: »So wie du bist.«

Die LGBT-Kultur hat ganze Arbeit geleistet, wenn es darum geht, das Denken vieler Menschen umzupolen oder, sollte ich sagen, zugrunde zu richten. Als ihre größte Waffe hat sie hauptsächlich Wörter verwendet, um Menschen davon zu überzeugen, dass es ihnen mehr bringt, sich mit ihrer Sünde zu identifizieren, als mit ihrem Schöpfer zu leben. Fängt erst einmal der Heiligungsprozess im Leben eines Gläubigen mit GGA an, wird auch sein Denken erneuert. Ein großartiges Wunder, bei dem Gott das Herz zu demjenigen Ort macht, der ihm schöpfungsmäßig zugedacht ist. Was für das Herz gilt, trifft auch auf den Verstand zu. Ein neues Herz ist der Anfang eines neuen Denkens, aber dazu müssen auch wir unseren Teil beitragen. Wir können uns nicht einfach zurück-

lehnen und damit rechnen, dass aus minimalem Einsatz viel Frucht entsteht. Wir sind beteiligt, wenn Gott das Wunder der Heiligung wirkt (vgl. Phil 2,12-13), um ihr großartiges Potenzial auszuschöpfen.³³

Wenn ein Mensch, der einst an GGA gebunden war, gläubig wird, kann es ihm schwerfallen, sich eine andere geschlechtliche Neigung anzueignen. Wenn es kein Problem der Veranlagung ist, kann dies manchmal auch mit Unwissenheit zusammenhängen. Man sollte wissen, dass das, womit wir uns identifizieren, den Kurs unseres Lebens bestimmt. In meinem eigenen Leben mit Gott habe ich gesehen, wie sich die Identität auf meinen Glauben auswirken kann. Wenn ich langsam vergesse, dass ich geliebt *werde*, mir vergeben *wurde* und ich jetzt neu *bin* – dann höre ich auf, aus dem Glauben heraus zu handeln, und verhalte mich stattdessen, als würde ich die Schrift durch meine Gedanken ersetzen. Die Identität, die Gott seinem Wort zufolge besitzt, und die Identität, die er mir gibt, werden immer das wahre Wesen meines Glaubens deutlich machen.

Für einen GGA-Christen kommt es hinsichtlich seiner Identität und Selbstvergewisserung nicht darauf an, mehr über sich zu erfahren oder sich zu bemühen, »ein besserer Mensch zu werden«, als wäre die »Stärkung der Selbstkompetenz« dazu das geeignete Mittel. Vielmehr geht es um ein erneuertes Denken, damit die Betroffenen – Männer und Frauen – anfangen, sich im Licht der Selbstoffenbarung Gottes zu sehen. So können sie ihn auf die Weise verherrlichen, die er vorgesehen hat. Das geschieht in der Gemeinschaft, indem wir viel beten und das Wort Gottes stetig in uns aufnehmen, es verinnerlichen und darüber nachsinnen.

33 www.desiringgod.org/messages/i-act-the-miracle (abgerufen am 1. 4. 2022).

A. d. H.: Für die vertiefende Beschäftigung mit diesem Thema sei dem deutschen Leser das Download des folgenden Buches empfohlen: Dennis McCallum, *Ein Leben im Sieg. Wachsen zu Ihm hin*, Bielefeld: CLV, 1. Auflage 2013; Download abrufbar unter: <https://clv.de/Ein-Leben-im-Sieg/256255> (abgerufen am 1. 4. 2022).

Im Anschluss an diese Ausführungen habe ich vier Themenbereiche aufgeführt, die meiner Meinung nach für Gläubige mit GGA hilfreich sind, um das Wunder der Heiligung hinsichtlich ihrer Identität zu erleben. Unter jeder Überschrift befindet sich eine Liste mit Bibelstellen, die für GGA-Christen hoffentlich hilfreich sein werden. Sie sollten diese unter Gebet lesen, ihnen vorbehaltlos glauben und täglich darüber nachsinnen. Währenddessen sollten sie sich bemühen, nicht gleichförmig dieser Welt zu werden, aus der sie herausgerettet wurden, und sich in ihrem Denken erneuern lassen (Röm 12,2).

1. Die Identität der Sünde: Sünde ist nicht gut.

Wenn sich die Identität des Herzens ändert, muss sich auch die Identität der Sünde ändern. Während wir uns *in ihr* befinden, sehen unsere Augen sie, wie eine Frau einen Diamantring betrachtet. Oder wie ein Kind, das endlich die Verpackung aufreißen will, um an das darin befindliche Geschenk zu kommen. Für Sünder ist die Sünde attraktiv. Aber für Christen müssen ihre Masken fallen; sie muss ans Licht gebracht und als das gesehen werden, was sie ist. Der Betreffende ist erst vor Kurzem zum Glauben gekommen, aber seine Versuchungen sind so alt, wie der Teufel am Wirken ist. Die Verführungstaktiken Satans sind keineswegs neu. Vom Garten Eden bis heute muss er Menschen, wenn er sie zur Sünde verleiten will, zuerst einmal überzeugen, dass es um eine lohnende Sache geht, zu der sie sich hingezogen fühlen. Und dann steigt der schon so lange in uns befindliche Zweifel auf, während die Versuchung uns glauben machen will, dass die Sünde, die Christus ans Kreuz brachte, nicht mehr als eine strahlende rote Rose ist, die wir pflücken und an deren Geruch wir uns erfreuen sollten. Der Unglaube wird die Sünde stets Gott gegenüberstellen. Er macht *die Sünde* groß, nicht

Gott. In seinen Augen ist *sie* dasjenige, für das es sich zu leben lohnt und das den allergrößten Einsatz wert ist. Gott stört da nur.

Für GGA-Christen wird ein Tag kommen – oder zwei oder sogar viele –, an dem die Neigung, die sie einst genossen haben, ihnen zuflüstert, dass sie zurückkommen sollten. Sie wird ihnen das Versprechen auf ein Hochgefühl und auf Erfüllung ins Ohr flüstern. Aber es wird sich viel echter *anfühlen*, als es in Wirklichkeit ist, denn die Sünde kann ihr Versprechen, uns glücklich zu machen, nie halten. Erbrochenes wird immer Erbrochenes sein, auch wenn es mit Schokoladenüberzug oder Mandelstücken serviert wird und mit einem Sahnehäubchen versehen ist (2Petr 2,21-22). Wenn wir versucht werden, Sünde als das zu sehen, was sie nicht ist, dann ist die Schrift unser Licht, unsere letzte Wahrheit, unser Ausweg aus dem Schatten, sodass wir den Bereich der Versuchung verlassen können. Im Wort Gottes und nicht in den Einflüsterungen des Feindes erkennen wir die *wahre* Identität der Sünde.

Denn der Lohn der Sünde ist der Tod (Röm 6,23).

Jeder aber wird versucht, wenn er von seiner eigenen Begierde fortgezogen und gelockt wird. Danach, wenn die Begierde empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert den Tod (Jak 1,14-15).

Welche Frucht hattet ihr denn damals von den Dingen, über die ihr euch jetzt schämt? Denn ihr Ende ist der Tod (Röm 6,21).

Da ist ein Weg, der einem Menschen gerade erscheint, aber sein Ende sind Wege des Todes (Spr 14,12).

Liebt nicht die Welt noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm (1Jo 2,15).

Wer die Sünde tut, ist aus dem Teufel, denn der Teufel sündigt von Anfang an (1Jo 3,8).

... erfüllt mit aller Ungerechtigkeit, Bosheit, Habsucht, Schlechtigkeit; voll von Neid, Mord, Streit, List, Tücke; Ohrenbläser, Verleumder, Gott Hassende, Gewalttäter, Hochmütige, Prahler, Erfinder böser Dinge, den Eltern Ungehorsame, Unverständige, Treulose, ohne natürliche Liebe, Unbarmherzige; die, obwohl sie Gottes gerechtes Urteil erkennen, dass die, die so etwas tun, des Todes würdig sind, es nicht allein ausüben, sondern auch Wohlgefallen an denen haben, die es tun (Röm 1,29-32).

Die Bildner geschmizter Bilder sind allesamt nichtig, und ihre Lieblinge nützen nichts; und die für sie zeugen, sehen nicht und haben keine Erkenntnis, damit sie beschämt werden (Jes 44,9).

Also herrsche nicht die Sünde in eurem sterblichen Leib, um seinen Begierden zu gehorchen; stellt auch nicht eure Glieder der Sünde dar zu Werkzeugen der Ungerechtigkeit, sondern stellt euch selbst Gott dar als Lebende aus den Toten und eure Glieder Gott zu Werkzeugen der Gerechtigkeit (Röm 6,12-13).

2. Die Identität eines Gläubigen: Ihre Versuchungen sind das eine, Ihre neue Stellung in Christus ist das andere.

Versuchungen kommen mit vielen Worten daher. Sie berichten uns von ihrem Potenzial. Sie erzählen von unserer Not und behaupten, sie könnten sie lindern. Wenn wir ihr so häufig zuhören, wie der Tag Stunden hat, dann bringt die Versuchung eine ganz andere Art von Scham mit sich. Bei GGA-Christen, die nur gewohnheitsmäßig Widerstand leisten, besteht die Gefahr, dass ihre Ohren durch die

fortwährenden Versuchungen, die sich Gehör verschaffen wollen, abgestumpft werden. Scham ersetzt nicht die andere Stimme, sie bilden ein Gespann. Die eine ist lauter als die andere und maßgebend dafür, wie der GGA-Christ jeweils reagiert.

Scham will uns glauben machen, dass sie uns richtig einschätzt. Dass wir zu elend sind, um neu gemacht zu werden. Zu schmutzig, um gereinigt zu werden. Dass wir zu sehr zur Sünde neigen, als dass uns vergeben werden könnte. Die Versuchung ignoriert all die Früchte der großen Errettung, die wir erlebt haben. Sie behauptet, wir würden ja noch immer unsere lesbischen Ex-Freundinnen begehren, oder das Gefühl, von einer Person desselben Geschlechts geliebt zu werden, spiele nach wie vor die entscheidende Rolle. Deshalb seien wir unverbesserliche Sünder oder Schlimmeres und *hätten die Homosexualität nie hinter uns gelassen*. Wir werden versucht, aber das heißt nicht, dass wir mit unseren Versuchungen *gleichgesetzt* werden können.

Wir haben das, was uns das Kreuz geschenkt hat: Vergebung. Versuchungen mögen eine Stimme haben, aber der lebendige Gott spricht ebenfalls – und sein Wort ist maßgeblich. Die Bibel – von Gott eingehaucht und von ewigem Nutzen – hat das letzte Wort hinsichtlich der Identität der Gläubigen.

Oder wisst ihr nicht, dass Ungerechte das Reich Gottes nicht erben werden? Irrt euch nicht! Weder Hurer noch Götzen-diener, noch Ehebrecher, noch Weichlinge, noch Knabenschänder, noch Diebe, noch Habsüchtige, noch Trunkenbolde, noch Schmäher, noch Räuber werden das Reich Gottes erben. Und solches sind einige von euch gewesen; aber ihr seid abgewaschen, aber ihr seid geheiligt, aber ihr seid gerechtfertigt worden in dem Namen des Herrn Jesus und durch den Geist unseres Gottes (1Kor 6,9-11).

Daher, wenn jemand in Christus ist, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden (2Kor 5,17).

Jetzt aber, von der Sünde frei gemacht und Gott zu Sklaven geworden, habt ihr eure Frucht zur Heiligkeit, als das Ende aber ewiges Leben (Röm 6,22).

... wie er uns auserwählt hat in ihm vor Grundlegung der Welt, dass wir heilig und untadelig seien vor ihm in Liebe; und uns zuvor bestimmt hat zur Sohnschaft durch Jesus Christus für sich selbst, nach dem Wohlgefallen seines Willens, zum Preise der Herrlichkeit seiner Gnade, womit er uns begnadigt hat in dem Geliebten (Eph 1,4-6).

Denn wir sind sein Werk, geschaffen in Christus Jesus zu guten Werken, die Gott zuvor bereitet hat, damit wir in ihnen wandeln sollen (Eph 2,10).

... wer ist es, der verdamme? Christus ist es, der gestorben, ja noch mehr, der auch auferweckt worden, der auch zur Rechten Gottes ist, der sich auch für uns verwendet (Röm 8,34).

Meine Kinder, ich schreibe euch dies, damit ihr nicht sündigt; und wenn jemand gesündigt hat – wir haben einen Sachwalter bei dem Vater, Jesus Christus, den Gerechten (1Jo 2,1).

Also ist jetzt keine Verdammnis für die, die in Christus Jesus sind (Röm 8,1).

... so viele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben, die nicht aus Geblüt noch aus dem Willen des Fleisches, noch

aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind (Joh 1,12-13).

Da wir nun gerechtfertigt worden sind aus Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus, durch den wir mittels des Glaubens auch den Zugang haben zu dieser Gnade, in der wir stehen, und rühmen uns in der Hoffnung der Herrlichkeit Gottes (Röm 5,1-2).

Aber in diesem allen sind wir mehr als Überwinder durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin überzeugt, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Gewalten, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendein anderes Geschöpf uns zu scheiden vermögen wird von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn (Röm 8,37-39).

3. Die Identität der Gemeinde: Sie sind nicht allein.

Ein GGA-Christ zu sein, kann einem wie ein einsamer Spaziergang *erscheinen*. Wir setzen einen Fuß vor den anderen, ohne den Widerhall der Schritte desjenigen zu hören, der neben uns geht und an unserer Seite steht. Wir fürchten, missverstanden, verurteilt, nicht geliebt oder nicht vollständig akzeptiert zu werden. Wenn wir uns in einem Raum mit vielen Gläubigen befinden, ist die Vergangenheit wie ein zwischen die Augen geschriebener scharlachroter Buchstabe³⁴. Die eingebildete Isolation ist gegen-

34 A. d. H.: Offenbar Anspielung auf den Roman *Der scharlachrote Buchstabe* von Nathaniel Hawthorne (1804–1864). Darin thematisiert er die Ausgrenzung einer jungen Frau, die nach der Geburt eines unehelichen Kindes in einer puritanischen Siedlung als Ehebrecherin stigmatisiert wird.

wärtiger als die anwesenden Personen; sie ist entmutigend und gibt dem Christen das Gefühl, allein zu sein. Einsamkeit sei – so sein Eindruck – die ihm zuge dachte Identität. Andere kommen zu dem Schluss, dass sie den christlichen Glauben ohne die Gemeinschaft mit anderen Christen leben können. Ihrer Meinung nach können sie einsame Soldaten im Kampf gegen die Sünde, den Teufel und das Fleisch sein, doch ohne es zu wissen, sind sie in der Unterzahl und erkennen nicht, dass noch kein Krieg allein gewonnen wurde. Oder es fehlt an der Einsicht, dass der Heiligungsprozess in der Glaubensgemeinschaft stattfindet, weil er mit den Beziehungen untereinander zu tun hat. Sie sind nicht allein.

Sowohl der isolierte Christ als auch derjenige, der ihm den Zugang zur Gemeinschaft der Gläubigen erschwert, gehören zu einer Familie, zu einem Leib, zu einem Organismus, in dem Menschen mit unterschiedlichen Sünden, aber demselben Erlöser vereint sind. Auch wenn viele Christen die speziellen Kämpfe von Gläubigen mit GGA nicht begreifen können, können alle Christen den allgemeinen Kampf gegen die Sünde verstehen. Gott hat uns alle in diesen Leib eingefügt, um die Gläubigen zu heiligen, sie zum Dienst auszurüsten und sich ihnen auf tiefere Weise zu offenbaren. Es war damals ebenso wahr, wie es heute zutrifft: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist. Und Gottes Gnade befähigt uns, diesen Zustand zu überwinden – wir werden nie allein sein.

Also seid ihr nun nicht mehr Fremdlinge und ohne Bürgerrecht, sondern ihr seid Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes, aufgebaut auf der Grundlage der Apostel und Propheten, indem Christus Jesus selbst Eckstein ist, in welchem der ganze Bau, wohl zusammengefügt, wächst zu einem heiligen Tempel im Herrn, in dem auch ihr mitaufgebaut werdet zu einer Behausung Gottes im Geist (Eph 2,19-22).

Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, eine heilige Nation, ein Volk zum Besitztum, damit ihr die Tugenden dessen verkündigt, der euch berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht (1Petr 2,9).

Wo keine Führung ist, verfällt ein Volk; aber Rettung ist bei der Menge der Ratgeber (Spr 11,14).

... sondern ermuntert euch selbst an jedem Tag, solange es »heute« heißt, damit niemand von euch verhärtet werde durch Betrug der Sünde (Hebr 3,13).

... und lasst uns aufeinander achthaben zur Anreizung zur Liebe und zu guten Werken, indem wir unser Zusammenkommen nicht versäumen, wie es bei einigen Sitte ist, sondern einander ermuntern, und das umso mehr, je mehr ihr den Tag näher kommen seht (Hebr 10,24-25).

... sondern die Wahrheit festhaltend in Liebe, lasst uns in allem heranwachsen zu ihm hin, der das Haupt ist, der Christus, aus dem der ganze Leib, wohl zusammengefügt und verbunden durch jedes Gelenk der Darreichung, nach der Wirksamkeit in dem Maß jedes einzelnen Teiles, für sich das Wachstum des Leibes bewirkt zu seiner Selbstaufbauung in Liebe (Eph 4,15-16).

Und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; oder wenn ein Glied verherrlicht wird, so freuen sich alle Glieder mit (1Kor 12,26).

Nach diesem sah ich: Und siehe, eine große Volksmenge, die niemand zählen konnte, aus jeder Nation und aus Stämmen und Völkern und Sprachen, und sie standen vor dem Thron

und vor dem Lamm, bekleidet mit weißen Gewändern, und Palmen waren in ihren Händen. Und sie rufen mit lauter Stimme und sagen: Das Heil sei unserem Gott, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm! (Offb 7,9-10).

4. Die Identität Gottes: Sein Wesen geht weit über Ihre Vorstellungen hinaus.

Die Wurzel aller Sünde besteht darin, Gott nicht zu glauben. Der Sündenfall begann, als Adam und Eva die Aussagen Gottes über sich selbst infrage stellten. Wer ist Gott für uns, wenn wir zweifeln oder wenn wir der Heiligen Schrift glauben? Die diesbezügliche Antwort ist maßgeblich im Blick darauf, wer wir selbst sind, und letztendlich in Bezug auf das Leben, das wir dementsprechend führen. Wenn er der Schöpfer ist, dann sind wir die Geschöpfe. Wenn er der Herr ist, dann sind wir die Diener. Wenn er Liebe ist, sind wir die Geliebten. Wenn er allmächtig ist, dann sind wir nicht so mächtig, wie wir meinen. Wenn er allwissend ist, dann können wir uns nirgends verstecken. Wenn er nicht lügen kann, dann sind alle seine Verheißungen wahr. Der Glaube an die Wahrheiten hinsichtlich des Wesens Gottes hat die Kraft, unserem Leben eine völlig neue Richtung zu geben. Ja, noch mehr: Auf der Erde können wir so viel Freude haben, weil die Herrlichkeit Gottes viel umfassender ist, als wir uns vorstellen können.

Er ist so viel größer als die größte Sache und weitaus herrlicher als die wunderbarste Herrlichkeit, die unsere Augen sehen können. Wenn wir das wissen, werden wir darauf bedacht sein, uns in unserem ganzen Handeln auf ihn hin auszurichten. Wenn Gott größer ist, als wir uns vorstellen können, ist es Zeitvergeudung, wenn wir hinter Sachen oder Personen herjagen, die unendlich viel kleiner sind als er. Und weil wir wissen, dass er in unseren Versuchungen,

Prüfungen und Siegen unser Alles ist, kann unsere Identität letztlich nicht in dem liegen, was wir sind, sondern in dem, wer Gott seinen eigenen Worten zufolge ist.

Weißt du es nicht? Oder hast du es nicht gehört? Ein ewiger Gott ist der HERR, der Schöpfer der Enden der Erde; er ermüdet nicht und ermattet nicht, unergründlich ist sein Verstand. Er gibt dem Müden Kraft, und dem Unvermögenden reicht er Stärke dar in Fülle. Und Jünglinge ermüden und ermatten, und junge Männer fallen hin; aber die auf den HERRN harren, gewinnen neue Kraft: Sie heben die Schwingen empor wie die Adler; sie laufen und ermatten nicht, sie gehen und ermüden nicht (Jes 40,28-31).

Gnädig und barmherzig ist der HERR, langsam zum Zorn und groß an Güte. Der HERR ist gut gegen alle, und seine Erbarmungen sind über alle seine Werke (Ps 145,8-9).

Du wirst mir kundtun den Weg des Lebens; Fülle von Freuden ist vor deinem Angesicht, Lieblichkeiten in deiner Rechten immerdar (Ps 16,11).

... sondern wer sich rühmt, rühme sich dessen: Einsicht zu haben und mich zu erkennen, dass ich der HERR bin, der Güte, Recht und Gerechtigkeit übt auf der Erde; denn daran habe ich Gefallen, spricht der HERR (Jer 9,23).

Und wem wollt ihr Gott vergleichen, und was für ein Gleichnis wollt ihr ihm an die Seite stellen? (Jes 40,18).

Im Todesjahr des Königs Ussija, da sah ich den Herrn sitzen auf hohem und erhabenem Thron, und seine Schleppen füll-

ten den Tempel. Seraphim standen über ihm; jeder von ihnen hatte sechs Flügel: Mit zweien bedeckte er sein Angesicht, und mit zweien bedeckte er seine Füße, und mit zweien flog er. Und einer rief dem anderen zu und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der HERR der Heerscharen, die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit! (Jes 6,1-3).

Siehe, die Hand des HERRN ist nicht zu kurz, um zu retten, und sein Ohr nicht zu schwer, um zu hören (Jes 59,1).

Dann stand er auf und schalt die Winde und den See; und es trat eine große Stille ein. Die Menschen aber verwunderten sich und sprachen: Was für einer ist dieser, dass auch die Winde und der See ihm gehorchen? (Mt 8,26-27).

... der selbst unsere Sünden an seinem Leib auf dem Holz getragen hat, damit wir, den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben, durch dessen Striemen ihr heil geworden seid (1Petr 2,24).

Wir lieben, weil er uns zuerst geliebt hat (1Jo 4,19).

Dieser ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene, der über aller Schöpfung ist. Denn in ihm ist alles erschaffen worden, was im Himmel und was auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare, seien es Throne oder Herrschaften oder Fürstentümer oder Gewalten: Alles ist durch ihn und für ihn geschaffen; und er ist vor allem, und alles hat seinen Bestand in ihm. Und er ist das Haupt des Leibes, der Gemeinde, er, der der Anfang ist, der Erstgeborene aus den Toten, damit er in allem der Erste sei. Denn es gefiel Gott, in ihm alle Fülle wohnen zu lassen und durch ihn alles mit sich

selbst zu versöhnen, indem er Frieden machte durch das Blut seines Kreuzes – durch ihn, sowohl was auf Erden als auch was im Himmel ist (Kol 1,15-20; Schlachter 2000).

... in seiner Gestalt wie ein Mensch erfunden, sich selbst erniedrigte, indem er gehorsam wurde bis zum Tod, ja, zum Tod am Kreuz. Darum hat Gott ihn auch hoch erhoben und ihm den Namen gegeben, der über jeden Namen ist, damit in dem Namen Jesu jedes Knie sich beuge, der Himmlischen und Irdischen und Unterirdischen, und jede Zunge bekenne, dass Jesus Christus Herr ist, zur Verherrlichung Gottes, des Vaters (Phil 2,7-11).

Dem aber, der euch ohne Straucheln zu bewahren und vor seiner Herrlichkeit untadelig darzustellen vermag mit Frohlocken, dem alleinigen Gott, unserem Heiland, durch Jesus Christus, unseren Herrn, sei Herrlichkeit, Majestät, Macht und Gewalt vor aller Zeit und jetzt und in alle Ewigkeit! Amen (Jud 24-25).

Und der, der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu. Und er spricht zu mir: Schreibe, denn diese Worte sind gewiss und wahrhaftig. Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende. Ich will dem Dürstenden aus der Quelle des Wassers des Lebens geben umsonst (Offb 21,5-6).

Neu hinzukommende und ältere Gläubige, die aus der LGBT-Community stammen, sollten *damit rechnen*, in der Versuchung zu stehen, sich mit etwas anderem zu identifizieren als mit dem, was den Worten der Schrift zufolge wahr ist. Ob es nun die Identität der Sünde, die Identität eines Gläubigen, die Identität der Gemeinde oder die Identität Gottes ist – es gibt einen realen Feind, der sich

über unsere Zweifel freut. Aber die größte Waffe, die wir gegen ihn und auch gegen unser Fleisch haben, ist der Glaube an das Wort Gottes. Indem wir darauf vertrauen, dass die Bibel das letzte Wort hat, bleiben wir stark, selbst wenn wir schwach sind.

Lassen Sie sich ermutigen.

Im Übrigen, Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Zieht die ganze Waffenrüstung Gottes an, damit ihr zu bestehen vermögt gegen die Listen des Teufels. Denn unser Kampf ist nicht gegen Fleisch und Blut, sondern gegen die Fürstentümer, gegen die Gewalten, gegen die Weltbeherrscher dieser Finsternis, gegen die geistlichen Mächte der Bosheit in den himmlischen Örtern. Deshalb nehmt die ganze Waffenrüstung Gottes, damit ihr an dem bösen Tag zu widerstehen und, nachdem ihr alles ausgerichtet habt, zu stehen vermögt. Steht nun, eure Lenden umgürtet mit Wahrheit und angetan mit dem Brustharnisch der Gerechtigkeit und an den Füßen beschuht mit der Bereitschaft des Evangeliums des Friedens, indem ihr über das alles ergriffen habt den Schild des Glaubens, mit dem ihr imstande sein werdet, alle feurigen Pfeile des Bösen auszulöschen. Nehmt auch den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, das Gottes Wort ist, zu aller Zeit betend mit allem Gebet und Flehen in dem Geist, und hierzu wachend in allem Anhalten und Flehen für alle Heiligen (Eph 6,10-18).

Gleichgeschlechtliche Anziehung und Durchhaltevermögen

Aus irgendeinem seltsamen Grund ist das Wort *Durchhaltevermögen* selten geworden, insbesondere in Gesprächen über gleichgeschlechtliche Neigungen. In einer Kultur, in der »schnell« wichtiger geworden ist als »warten«, »leicht« bedeutsamer als »schwer«, sollte man vielleicht damit rechnen, dass eine Diskussion über eine anhaltende, starke und manchmal unerbittliche Versuchung seitens des gleichen Geschlechts nur gelegentlich stattfindet. So seltsam, wie es manch einem auch erscheinen mag – das Durchhaltevermögen ist für die Erfahrung eines Christen von grundlegender Bedeutung, und wenn wir dazu übergehen, es als Waffe des Glaubens einzusetzen, stellen wir sicher, dass der bekennende Christ standhaft bleibt (Mt 24,13).

Ich hatte zahllose Gespräche mit vielen Männern und Frauen, die gleichgeschlechtliche Neigungen haben und die entweder an einer biblischen Sexualethik festhalten oder es zumindest versucht haben. Müden Auges und beschwert kommen sie mit gebeugtem Kopf zu mir und teilen mir ihre Not mit. Schließlich nennen sie mir den Grund für ihre Tränen: »Es ist einfach so schwer«, sagen sie, ohne irgendwelche weiteren Erklärungen hinzuzufügen. Da es sehr schwer ist, der GGA zu widerstehen, werden einige in den Teufelskreis von Selbstverdammung und Entmutigung hineingezogen. Andere werden vom Glauben abgebracht, in dem sie einst Halt zu finden versuchten.

Ich habe mich immer gefragt, ob diese Leute Bescheid wussten, nachdem sie ein Leben der Nachfolge begonnen oder gemeint

hatten, ein solches angefangen zu haben. War ihnen bekannt, dass die Rettung durch den Erlöser nicht nur ein ewiges Leben mit sich brachte, sondern die Nachfolge auch bedeutete, hier auf Erden sein Kreuz auf sich zu nehmen? Jesus sagte: »Wenn jemand mir nachkommen will, so verleugne er sich selbst und nehme täglich sein Kreuz auf und folge mir nach« (Lk 9,23). Wir wissen, was dieser Vers bedeutet: Wir sollen uns unseren sündigen Neigungen für tot, für gekreuzigt halten. Aber wie oft haben wir darin jenen geduldigen, täglichen, fortwährenden Kampf gesehen, der sich aus dem Tragen des eigenen Kreuzes ergibt? Die Sünde, die wir uns heute für tot halten, kann morgen wieder Macht über uns gewinnen. Dieser Kampf um das Leben in der Kraft des Heiligen Geistes ist ein lebenslanger Prozess. Das gekreuzigte Leben ist das Leben, das aufs Durchhalten bis zum Ende ausgerichtet ist, wenn an die Stelle des Kreuzes ein für alle Mal eine Krone tritt.

Jesus lebte GGA-Christen vor, allen Versuchungen zu widerstehen, während man die Herrlichkeit Gottes im Blick hat. In Matthäus 26 sehen wir ihn auf dem Weg nach Gethsemane. Gerade noch hatte er zusammen mit seinen Jüngern gegessen, und danach führte er sie zu einem seiner Lieblingssorte, um zu beten. Denn für ihn war die Zeit gekommen, das zu tun, wozu er auf der Erde war. Um zu sterben.

Hier in Gethsemane wollte er mit Gott sprechen, bevor er diesen schwersten aller Wege betrat. Die Sonne war untergegangen, und sie hatten das Passahlamm gemeinsam gegessen sowie Brot und Wein miteinander zu sich genommen. Sie waren müde vom Gehen, aber Jesus sagte ihnen nicht, dass sie sich ausruhen sollten. Er wollte, dass sie wach blieben. Es ging jetzt nicht um Schlaf, so sehr er auch einem natürlichen Bedürfnis entsprechen mochte. Augen offen halten und auf die in diesen Augenblicken bevorstehenden Versuchungen achten – das war das Gebot der Stunde.

Nachdem sich Jesus einen Steinwurf weit von den Jüngern entfernt hatte, betete er. In seiner ganzen Körperhaltung kam sein Ringen mit seinem Vater zum Ausdruck. Aus seinem Mund hören wir die Bitte: »Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber« (Mt 26,39). Dieser Kelch ist ein Symbol, ein Bild, eine Metapher für den Zorn Gottes. In diesem Kelch war nichts, was Jesus jemals gekostet hatte. Er kannte nur das Wohlgefallen Gottes an seiner Person und die Liebe Gottes zu ihm (Mt 3,17; Joh 5,20). Das qualvolle Leiden des Kreuzes, das ihm bevorstand, umfasste in erster Linie nicht den auf ihn zukommenden körperlichen Schmerz, sondern die Erfahrung, dem Zorn des heiligen Gottes ausgesetzt zu sein – wegen der Sünde, die er um unsertwillen tragen sollte. Gab es irgendeine Möglichkeit, *diesen* Kelch nicht trinken zu müssen? Um diese Frage ging es im Grunde während des langen Ringens Jesu in Gethsemane.

Es gibt keine andere Möglichkeit, Gott zu gefallen, außer ihm im Glauben gehorsam zu sein. Gehorsam für GGA-Christen bedeutet, Dinge zu verleugnen, bei denen man häufig den Eindruck hat, als wären sie so natürlich wie ein Lächeln. GGA ist etwas, was man sich normalerweise nicht ausdenkt oder einbildet. Es ist ein ganz reales Gefühl von Menschen wie du und ich. Wenn man dieses Gefühl also nicht ausleben darf, auch wenn es einen mit fast unwiderstehlicher Macht überkommt, braucht es im Grunde eine überirdische Disziplin, um sich selbst zu verleugnen. Viele werden die Herausforderung zögernd, aber bereitwillig annehmen, bis sie feststellen, dass eine solche Aufgabe nicht einfach ist.

Aber normalerweise sind sie oft wiederkehrenden Versuchungen ausgesetzt, die ebenso schnell zurückkommen, wie man sich ihnen gegenüber für tot gehalten hat. Frustration und Entmutigung lassen manche den Unglauben und all das in Erwägung ziehen, was er ihnen rät zu tun. So wie der Teufel wählt auch der Unglaube immer den leichtesten Ausweg. Er sagt uns, wir sollten die Frucht essen,

statt Gott zu fürchten, sein Gebot zu befolgen und echte Weisheit zu bekommen. Der Unglaube verändert unsere Wahrnehmung in Bezug auf die Leiden und Segnungen des Lebens. Er flüstert uns ein, es sei richtig, Selbstverleugnung um jeden Preis zu vermeiden, und macht dabei falsche Versprechungen, die noch dazu nur bis zum Grab reichen. Und vielen anderen hat der Unglaube eingeredet, dass sie mit Gott leben und gleichzeitig an der Homosexualität festhalten können. Dass sie sowohl Gott als auch dem Fleisch dienen können. Sowohl der Sünde als auch dem Erretter. Und das ist, wie wir wissen, unmöglich. »Jeder, der aus Gott geboren ist, tut nicht Sünde, denn sein Same bleibt in ihm; und er kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist« (1Jo 3,9). Christen, die mit GGA Probleme haben, sollten nicht nach einer anderen Möglichkeit außerhalb des Willens Gottes suchen, um ihm gehorsam zu sein. Denn wir wissen, dass Jesus nach seinem Willen ans Kreuz gehen sollte. Und es ist sein Wille für alle Menschen, allen Formen der Sexualität zu entsagen, die nicht in Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift sind. »Denn dies ist Gottes Wille: eure Heiligkeit, dass ihr euch der Hurerei enthaltet« (1Thes 4,3).

Für Jesus gab es nur den *einen* Weg. Und dem hatte er sich vollkommen verschrieben. Er sagte in Gethsemane zu seinem Vater: »... doch nicht wie ich will, sondern wie du willst« (Mt 26,39). Jesus fragte seinen Vater dreimal, ob der Kelch nicht an ihm vorübergehen könnte. Es war ein langes, intensives Ringen.

Man mag sich fragen, ob Gott in dieser Situation gehandelt hat. Ja, das war der Fall. Er schickte einen Engel vom Himmel, der den im Gebet ringenden Sohn Gottes stärkte. Doch die Kreuzigung blieb Jesus nicht erspart. Er hätte Zehntausenden von Engeln gebieten können, um all seine Feinde aufzuspüren und zu vernichten. Doch das entsprach nicht dem Plan Gottes. Jesus musste den Weg ans Kreuz gehen, und er lernte an dem, was er litt, den Gehorsam (vgl. Hebr 5,8).

Wenn schon Jesus die Kraft brauchte, um im Gehorsam gegenüber seinem Vater durchzuhalten, wie viel mehr brauchen wir sie dann? Auch der Verfasser des Hebräerbriefes hatte verstanden, dass der Gläubige durchhalten muss: »Werft nun eure Zuversicht nicht weg, die eine große Belohnung hat. Denn ihr habt Ausharren nötig, damit ihr, nachdem ihr den Willen Gottes getan habt, die Verheißung davontragt« (Hebr 10,35-36). Fakt ist, als Christ ist es schwierig (eine ziemliche Untertreibung), seine GGA zu verleugnen, aber der Vater hat uns den Beistand gesandt, den Heiligen Geist. Wenn wir uns vom Heiligen Geist führen lassen und auf Jesus und nicht auf die Entmutigung (oder auf Lügen bzw. Selbstanklagen) schauen, können wir das tun, was dem Vater gefällt. Wenn wir zum Durchhalten gestärkt werden und die Kraft zum Gehorsam haben, macht das den Gehorsam noch lange nicht einfach, aber immerhin möglich.

Das alles sagt uns etwas über Liebe. Als für Jesus die Zeit gekommen war, die ganze Schwere des Gerichtes Gottes über alle menschliche Sünde und Schuld zu tragen, da wurde seine vertraute, innige Beziehung zu ihm unterbrochen. In diesen Augenblicken musste sich Gott von ihm abwenden. Das war für Jesus eine äußerst große Not. Weil er das im Voraus wusste, floss sein Schweiß schon in Gethsemane wie Blutstropfen von seinem Körper herab, kamen die Bitten aus der Tiefe seines Herzens. Das ist der große Seelenschmerz, den wir dort im qualvollen Ringen Jesu erahnen können, während er uns in seinem Leiden seine unvorstellbare Liebe zu seinem Vater zeigt.

Jesus hielt durch, auch wenn er am Kreuz unbeschreiblich großen Qualen ausgesetzt war. Er blieb standhaft, weil er seinen Gott liebte. Er hatte sich absolut dem Willen Gottes verschrieben – um jeden Preis. Diese Liebe hilft uns, nicht aufzugeben: eine Liebe, die Gott als die größte Quelle der Freude ansieht.

Sogar unter Tränen, Schmerzen und Schwierigkeiten kämpfen

wir weiter, weil wir wissen, dass es unendlich besser ist, Gottes Willen zu tun, als unserem eigenen nachzugeben. Und so wie Jesus halten wir durch, weil wir wissen, dass auf der anderen Seite des Gehorsams Freude auf uns wartet. »... hinschauend auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens, der, die Schande nicht achtend, für die vor ihm liegende Freude das Kreuz erduldet und sich gesetzt hat zur Rechten des Thrones Gottes« (Hebr 12,2).

Gleichgeschlechtliche Anziehung und das »heterosexuelle Evangelium«

Gott ruft homosexuelle Menschen nicht zur Heterosexualität auf.

Das haben Sie vielleicht gedacht, wenn Sie hörten, wie Christen Personen mit gleichgeschlechtlicher Neigung inner- oder außerhalb ihrer Ortsgemeinde zu ermutigen versuchen. Über ihren Köpfen schwebt die Möglichkeit einer heterosexuellen Ehe, als sei der Himmel, den man sich nur zu eigen machen müsse, und schon werde man heil. Und obwohl es in der Regel gut gemeint ist, ist es doch sehr gefährlich. Warum? Weil es mehr Betonung auf die Ehe als das Ziel des christlichen Lebens legt als darauf, Jesus zu kennen. So wie Gottes Ziel mit meiner Errettung in erster Linie nicht darin bestand, mir im Heiligungsprozess mein gleichgeschlechtliches Verlangen zu nehmen, ist es nicht immer sein Ziel, dass es zu einer Ehe oder einer Anziehung zum anderen Geschlecht kommt.

Das »heterosexuelle Evangelium« ermutigt Männer und Frauen mit GGA, zu Jesus zu kommen und heterosexuell zu werden, oder teilt ihnen mit, dass sie dadurch attraktiv für einen Partner des anderen Geschlechts werden, damit sie mit ihm die Ehe eingehen können. Die Art und Weise, wie dieses »Evangelium« weitergegeben wird, ist viel subtiler, als mir bisher klar gewesen ist. Normalerweise klingt es so: »Ich weiß, du hast Probleme mit deiner Homosexualität. Ich kann dir versprechen, wenn du dein Leben Jesus gibst, dann wird er dich von diesen Begierden vollständig befreien, weil er dich liebt«, oder: »Ich kenne jemanden, der war einmal homosexuell, aber jetzt ist er verheiratet. Das selbe wird Jesus für dich tun, wenn du ihm vertraust.« Natürlich

kann Gott eine Person völlig von ihrer gleichgeschlechtlichen Neigung befreien und aus ihr einen Ehepartner für einen Menschen des anderen Geschlechts machen (das kann ich absolut bezeugen), aber die Schrift verheißt das nicht ausdrücklich als eindeutige Gabe der Versöhnung mit Gott oder als Segnung, die uns unmittelbar bei der Wiedergeburt zuteilwird. Um Menschen mit gleichgeschlechtlicher Neigung und denen, die ihnen in Liebe begegnen wollen, Mut zu machen, habe ich vier Gründe aufgeführt, weshalb man es vermeiden sollte, das »heterosexuelle Evangelium« zum Maß aller Dinge werden zu lassen:

1. Wir sind mehr als unsere Sexualität.

Und Gott schuf den Menschen in seinem Bild, im Bild Gottes schuf er ihn; Mann und Frau schuf er sie (1Mo 1,27).

Wir alle sind viel komplexer, als uns bewusst ist. Wir wurden anders geschaffen als die übrigen Schöpfungswerke. Wir wurden mit einem Bewusstsein ausgestattet, das auch für die Regungen der Seele, also für unsere Emotionalität, verantwortlich ist. Wenn man sich umschaute, sieht man, wie lebendig Gefühle sein können. Wir sind intellektuelle, emotionale und geistliche Wesen. Wir haben die Fähigkeit, Freude, Trauer, Stolz, Bescheidenheit, Angst und Sicherheit zu empfinden – Gefühle, die alle mit unserer menschlichen Seele zusammenwirken. Wenn wir unsere Existenz also auf unsere Sexualität begrenzen, greift das als Beschreibung dafür, wie Gott uns geschaffen hat, zu kurz. Da wir in seinem Bild geschaffen wurden, besteht unsere Bestimmung darin, ihn zu lieben, und zwar nicht aus einem tierischen Instinkt heraus, sondern mit unserem menschlichen Willen – mit Herz, Verstand und Seele. Wenn wir Gott nicht mit unserem ganzen Wesen lieben, wird die Sünde sicht-

bar in unserem Reden, Handeln und Denken – in dem, was wir mit unserem Körper tun und wie wir mit anderen umgehen, was wir unsere Ohren hören und unsere Augen sehen lassen, usw. Deshalb ist unsere Sexualität zweifellos ein *Teil* dessen, wer wir sind, aber sie ist gewiss nicht *alles*, was dazugehört. Das Menschsein umfasst mehr als die sexuelle Anziehung.

Gott ist ein dreieiner Gott. Er ist viel größer, als unser Verstand begreifen kann. Er ist ein Gott in drei Personen – Vater, Sohn und Heiliger Geist –, deren Empfinden, Handeln und Zuhören sich durch Einheitlichkeit und doch zugleich auch durch Eigenständigkeit auszeichnet. Liegt es daher nicht nahe, dass diejenigen, die er in seinem Bild geschaffen hat, ähnlich vielfältig und komplex sind? Wenn er den *ganzen* Menschen geschaffen hat, dann können Sie sicher sein, dass der Betreffende hinsichtlich seines *ganzen* Menschseins gerettet werden und in ihm volle Genüge finden soll.

Jene, die das »heterosexuelle Evangelium« weitergeben, deuten an, dass unsere Sexualität alles ist, worum es Gott geht. Ich bin überzeugt, dass dieses Denken viele Männer und Frauen mit GGA davon abgehalten hat zu erleben, was für ein großes Geschenk es ist, wahrhaft Buße zu tun.

Das fiel mir eines Tages auf, als ich es mit einer jungen Frau zu tun hatte, die an meinem Zeugnis hinsichtlich der Überwindung der Homosexualität Anstoß nahm. Nach ein paar persönlichen Angriffen und Flüchen fragte ich sie: »Nehmen wir einmal an, Homosexualität wäre für Sie überhaupt kein Thema. Wäre Gott dann mit Ihrem Leben als Ganzes zufrieden?« Sie war nicht auf den Blickwinkel meiner Frage vorbereitet und meinte: »Nee, nee, das wäre nicht der Fall.« Ich hatte ihr diese Frage ausdrücklich gestellt, weil ich ihr zeigen wollte, dass Gott mehr im Sinn hatte als ihr sexuelles Handeln, als er ihr (und uns) gebot, Buße zu tun und an das Evangelium Jesu Christi zu glauben. Wenn wir so komplex sind, wie er uns geschaffen hat, dann sind wir seit dem Sündenfall

viel sündiger, als wir uns vorstellen können. Und aus diesem Grund muss Gott uns in jeder Hinsicht wiederherstellen.

Nichtchristen mit gleichgeschlechtlicher Anziehung fordert Gott in erster Linie nicht dazu auf, heterosexuell zu werden, sondern dazu, zu ihm zu kommen. Christus kennenzulernen, ihm zu dienen, ihn zu lieben, zu ehren und für immer zu preisen. Wenn ihre Buße und ihr Glauben auf ihn hin ausgerichtet sind, dann werden sie in die richtige Stellung vor Gott gebracht, der nun ihr Vater ist. In der Kraft des Heiligen Geistes werden sie befähigt, *allen* Sünden zu widerstehen – seien sie sexueller oder anderer Art. Jemand, der Heterosexualität und nicht Heiligkeit anstrebt, ist ebenso weit von der richtigen Stellung vor Gott entfernt wie eine Person, die aktiv der Homosexualität nachgeht. Außerdem gilt: Wenn ein GGA-Christ Heterosexualität statt Christus als Ziel hat, ersetzt er einen Götzen lediglich durch einen anderen.³⁵ Durch das Bleiben in ihm und ein Leben in Heiligkeit, ohne die niemand den Herrn sehen wird (Hebr 12,14), sind GGA-Christen auch in gleichgeschlechtlichen Versuchungen imstande, sich Gott zuzuwenden, statt an ihrer bisherigen sexuellen Identität festzuhalten. Dass es primär um ihre Identität als im Bild Gottes Geschaffene und nicht vorrangig um ihren Sexualtrieb geht, ist das, was viele Männer und Frauen mit GGA unbedingt von den Kanzeln und auf den Kirchenbänken hören sollten. Wäre die Sexualität ihre (und unsere) hauptsächliche Identität, würde die Sexualität den wichtigsten Inhalt unserer Berufung ausmachen. Aber letzten Endes wurden wir nicht für den Geschlechtsverkehr, sondern allein für Gott und zu seiner Ehre erschaffen (Kol 1,16).

35 A. d. H.: Mit den Aussagen in diesen beiden Sätzen wird keineswegs der biblisch klar umrissene Gegensatz zwischen Heterosexualität und Homosexualität geleugnet, sondern lediglich darauf Bezug genommen, dass im Leben sowohl eines GGA-Christen als auch eines heterosexuell orientierten Gläubigen die Prioritäten richtig gesetzt werden müssen.

2. Die Ehe ist nicht der Höhepunkt des christlichen Glaubens.

Und ich hörte etwas wie eine Stimme einer großen Volksmenge und wie ein Rauschen vieler Wasser und wie ein Rollen starker Donner, die sprachen: Halleluja! Denn der Herr, unser Gott, der Allmächtige, hat die Herrschaft angetreten. Lasst uns fröhlich sein und frohlocken und ihm die Ehre geben; denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen, und seine Frau hat sich bereitet. Und es wurde ihr gegeben, dass sie sich kleide in feine Leinwand, glänzend und rein; denn die feine Leinwand sind die Gerechtigkeiten der Heiligen. Und er spricht zu mir: Schreibe: Glückselig, die geladen sind zum Hochzeitsmahl des Lammes! (Offb 19,6-9).

Die Ehe ist etwas Herrliches. Ihrer Bestimmung zufolge sollte sie eine gottgegebene Einrichtung sein, die auf geheimnisvolle Weise auf das Evangelium hinweist (Eph 5,25ff.). Ein Mann, eine Frau – zwei verschiedene Menschen, die in Gott zu einem Fleisch werden. Zwei Körper, zwei Menschen, die ihre Zeit, ihre Gedanken, ihre Zimmer und ihre Liebe in vertrauter Gemeinschaft miteinander teilen, so unbeständig diese Liebe zuweilen auch sein mag. Wenn bestimmte Aspekte der Ehe wie Gehorsam und Vertrauen aufgegriffen und weitergegeben werden, kann sie aus dem Herzen heraus anderen Menschen praktisch erfahrbar gemacht werden. Es musste die ganze Zeit des Alten Testaments verstreichen, bevor dieses Geheimnis bekannt gemacht und erklärt wurde. Nachdem Jesus gekommen, gestorben und auferstanden war und uns den Heiligen Geist als Beistand gesandt hatte, wird uns mitgeteilt, dass diese ganze Sache mit der Ehe mehr war, als wir uns vorgestellt hatten. Dass sie mehr mit Gott als mit allem anderen zu tun hat. Dass sie ein aus dem Leben gegriffenes Gleichnis ist, das auf Christus

und seine Gemeinde hindeutet. Christus ist Gott, im Fleisch offenbart. Seine Gemeinde besteht aus den Schafen, die eines Tages seine Stimme gehört haben und dem Hirten ins Leben gefolgt sind. Wenn die Welt ein schwaches Bild davon benötigte, wie Christus die Gemeinde liebte, musste sie nur zuschauen, wie ein Mann seine Frau liebt und mit ihr auch beim Essen Eheangelegenheiten bespricht, während er gleichzeitig seine Führungsverantwortung ihr gegenüber wahrnimmt. Ein Bild für die Unterordnung der Gemeinde unter Christus kann man dort erkennen, wo eine Ehefrau ihren Gott so sehr liebt, dass sie sich ihrem Mann von Herzen unterstellt (Eph 5). So seltsam es klingen mag, Gott hat den Menschen, die vor Gott und Menschen einen Bund eingegangen sind, die wunderbare Möglichkeit gegeben, das Evangelium täglich zu Hause umzusetzen. Die Ehe ist wirklich etwas Herrliches.

Trotz all ihrer Herrlichkeit ist sie nicht die allerhöchste Form von Herrlichkeit. Eine Zeit lang wurde die Ehe in idealistischer Weise dargestellt – als ein kleiner Himmel vielleicht, durch goldene Tore zugänglich, vorzugsweise zu betreten, bevor die Schönheit einer Frau zu welken beginnt oder sich Routine in der ehelichen Beziehung einschleicht. Ab der Zeit, da ein kleines Mädchen erlebt, dass es so etwas wie Liebe³⁶ gibt, wird ihm die romantischste Form der Liebe vorgestellt: eine Frau, die ein weißes Kleid trägt und »Ich will« sagt. Zeichentrickfilme und Kinderbücher bedienen sich jungen Leuten gegenüber dieses stereotypen Ideals, aber sie sind nicht die Einzigen, die aus der Ehe eine utopische Vorstellung werden lassen. Christen (manchmal unwissentlich) machen sie auch weiterhin zu einem übermäßig betonten Teil ihres Evangeliumszeugnisses

36 A. d. H.: In diesem Zusammenhang kann der Hinweis auf die verschiedenen, im Griechischen gebrauchten Begriffe für »Liebe« hilfreich sein. Während ein kleines Mädchen zu diesem Zeitpunkt (in der Regel) bereits Mutterliebe erfahren hat, die der *philia* (und teilweise auch der *agape*) zugeordnet werden kann, folgen später die schöpfungsmäßig dem Bereich der Ehe zugeordneten Formen der Liebe, zu denen z. B. die hier erwähnte romantische Liebe, *eros*, gehört.

gegenüber nichtchristlichen Männern und Frauen mit gleichgeschlechtlicher Neigung (und gegenüber unverheirateten heterosexuellen Männern und Frauen). Die unausgewogene Betonung ihrer Stellung im Leben von Christen kann Männer und Frauen mit GGA verwirren, was *ihre* von Gott gegebene spezifische Berufung angeht. Über Gottes Berufung können wir mit Sicherheit sagen: Wir sollen Gott und Menschen lieben (Mt 22,36-40).

Einige Menschen wird ihre Liebe zu Gott auf den Weg einer Ehe führen, die Gott ehrt. Andere zu einem ehelosen Leben, das Gott preist. Ein Christ mit gleichgeschlechtlichen Neigungen, der zur Ehe berufen wird, kann und soll von der Macht Gottes zeugen, aber ein Christ mit GGA, der zur Ehelosigkeit berufen ist, steht ihm darin in nichts nach. In beiden Lebensumständen wird Gott verherrlicht.

Das erste Buch Mose führt uns in das Geheimnis der Ehe ein, und die Offenbarung schließt mit dem Höhepunkt dessen, was die Ehe sichtbar macht. In der Offenbarung bekommen wir einen kleinen Einblick in das, was geschehen wird, nachdem die Gemeinde, die Braut Christi, zu dem Bräutigam hin entrückt worden ist. Sünder, denen er vergeben hat – makellose Heilige –, sind dann endlich zu Hause bei ihm. Er hat sich ihr »Ich will« erkaufte, als er erklärte: »Es ist vollbracht.« Zur Braut des Königs der Herrlichkeit gehören zu dürfen, ist die höchste Ehre des christlichen Lebens. Die Ehe ist herrlich, aber sie ist *nicht* gleichbedeutend mit dem Leben aus Gott. Auch wenn viele in die Ehe etwas hineinprojiziert haben, was nur Gott aus der ihm eigenen Fülle geben kann, darf sie nicht an die Stelle der Gemeinschaft mit Gott treten. Sie ist eine Einrichtung Gottes zu seiner Ehre, um der Welt ein Bild von seinem Evangelium zu vermitteln. Wenn der Blick über das irdische Dasein hinausgeht, finden wir eine Eigenschaft, die die Ehe von der Gemeinschaft mit dem Herrn unterscheidet: Sie ist nicht ewig. Sie endet mit unserem letzten Atemzug und wird zu einer auf die Erde beschränkten Ein-

richtung, denn auch die Erde selbst wird vergehen, bevor es eine Neuschöpfung geben wird. Was aber bestehen bleiben wird, ist die innige Beziehung zwischen Christus und seiner Gemeinde. Die Gemeinde, die Braut Christi, wird ihm für ewig angetraut sein. Beide werden einander ewig lieben. Immer eins sein. So sehr, dass sie der Tod nie scheiden wird, denn auch ihn wird es nicht mehr geben.

Wenn es stimmt, dass die irdische Ehe in der Ewigkeit keinen Bestand mehr hat, dann können wir nicht ein »Evangelium« weitergeben, das sie zu etwas macht, wofür es lohnt, alles zu geben – sogar das eigene Leben. Die irdische Ehe ist vorübergehender Art; die innige Beziehung der Gemeinde zu Christus ist ewig.

3. Ehelosigkeit ist kein Fluch.

Ich will aber, dass ihr ohne Sorge seid. Der Unverheiratete ist um die Dinge des Herrn besorgt, wie er dem Herrn gefalle; der Verheiratete aber ist um die Dinge der Welt besorgt, wie er der Frau gefalle. Es ist ein Unterschied zwischen der Frau und der Jungfrau. Die Unverheiratete ist um die Dinge des Herrn besorgt, damit sie heilig sei sowohl am Leib als auch am Geist; die Verheiratete aber ist für die Dinge der Welt besorgt, wie sie dem Mann gefalle. Dies aber sage ich zu eurem eigenen Nutzen, nicht um euch eine Schlinge überzuwerfen, sondern zur Wohlanständigkeit und zu ungeteiltem Anhängen an dem Herrn (1Kor 7,32-35).

Im »heterosexuellen Evangelium« ist die Ehelosigkeit nur ein Flüßtern, oder sie wird vollständig aus der Diskussion, was nach der Bekehrung zu Christus kommt, ausgeklammert. Ehelosigkeit ist das Land, in dem niemand andere Menschen besuchen möchte.

Deshalb werden die Umrisse seiner Grenzen von den Landkarten gestrichen, weil man annimmt, dass GGA-Reisende dem Land bei seiner Entdeckung den Rücken zuwenden und sich auf den Weg zu einem unbekannteren Kontinent machen könnten. Aber zahllose Männer und Frauen mit GGA verdienen das Privileg, wenn nötig einen anderen Reisepass zu bekommen.

In dem Versuch, GGA-Gläubige nicht zu entmutigen, erwähnen Christen die Ehelosigkeit manchmal nicht als die einzige richtige Alternative für ihr Leben, *wenn* sie keinen Ehepartner finden. Mal ehrlich, die Möglichkeit der Ehe lediglich in Betracht zu ziehen und die Ehelosigkeit gleichzeitig nicht auszuschließen, ist für viele Menschen mit gleichgeschlechtlicher Neigung ebenso entmutigend, wenn nicht sogar mehr. Manche Männer und Frauen mit GGA haben und werden nie vollständig erfahren, wie es sich anfühlt, vom anderen Geschlecht sexuell angezogen zu werden. Die sexuelle Anziehung/das sexuelle Begehren ist nicht die Grundlage für eine erfüllende heterosexuelle Ehe, sondern im Grunde nur ein Teilaspekt davon. Für diese Männer und Frauen wäre die Ehe vielmehr ein Problem als ein Geschenk. Wenn sie aber keine Vorstellung von der Schönheit eines ehelosen Lebens haben, weil sie ihnen nie in dieser Weise vorgestellt wurde, wie sollen sie dann die Phase, in der sie sich jetzt befinden, mit Freude statt Verzweiflung annehmen?

Im Leben eines Junggesellen oder einer unverheirateten Frau gibt es viele Segnungen. So kann man sich beispielsweise allein auf den Herrn und seine Belange konzentrieren und muss sich nicht mit den Sorgen herumplagen, die die Zeit von Verheirateten ausfüllen. Ob zeitlich begrenzt oder lebenslang – Unverheiratete können sich der Schrift, dem Gebet, der Mitarbeit in den gemeindlichen Zusammenkünften und der christlichen Gemeinschaft widmen. Bei verheirateten Personen wird das zu einem Balanceakt zwischen verschiedenen Prioritäten. Was wie ein Kinder-

spiel zu sein scheint, kann einem alles abverlangen – ja, zur Unmöglichkeit werden. Das soll nicht heißen, dass Ehelosigkeit einfach ist, denn wir wissen, dass der Wunsch nach sexueller Intimität bestehen bleibt, auch wenn man zukünftigen Versuchungen widerstehen kann. Wir dürfen aber nicht die Kraft des Evangeliums ignorieren, auch Singles volle Genüge geben zu können, indem wir die Ehe fälschlicherweise als einzigen Stand darstellen, in dem man rundum glücklich wird. Stattdessen erkennen wir, dass es den Wunsch nach sexuellen intimen Beziehungen gibt, während wir zugleich auf den Tag hinweisen, an dem alle unsere Wünsche endgültig in Christus erfüllt werden.

Es bedeutet, dass die Ehelosigkeit ebenso wie die Ehe eine einzigartige Möglichkeit ist, das Evangelium der Gnade zu bezeugen. Jesus sagte, dass es in der neuen Schöpfung keine Ehen geben wird. In dieser Hinsicht werden wir wie die Engel sein, die weder heiraten noch verheiratet werden (Mt 22,30). Wir werden die Realität haben und benötigen nicht länger einen Hinweis auf sie.

Indem wir jetzt auf die Ehe verzichten, ist die Ehelosigkeit eine Möglichkeit, an dieser Realität teilzuhaben, und wir können deutlich machen, dass sie gut ist. Für uns ist diese zukünftige Realität so sicher, dass wir heute schon nach ihr leben können. Wenn uns die Ehe die Form des Evangeliums zeigt, verdeutlicht uns die Ehelosigkeit seine Allgenugsamkeit. So erklären wir einer Welt, die von sexueller und romantischer Intimität besessen ist, dass diese Dinge nicht endgültig sind. Aber genau diese endgültigen Dinge besitzen wir in Christus.³⁷

Sam Allberry

37 <https://www.thegospelcoalition.org/article/how-celibacy-can-fulfill-your-sexuality/> (abgerufen am 1.4.2004).

Wenn es normal wird, GGA-Christen zu ermutigen, Ehelosigkeit als Gabe anzusehen, dann werden unsere Ortsgemeinden neu beurteilen müssen, wie sie es in ihrer Gesamtheit versäumt haben, die Familie Gottes für alle zu sein, für Verheiratete und Unverheiratete gleichermaßen, so wie Gott uns berufen hat. Die Welt betrachtet die romantische/sexuelle Intimität als die *einzig* reale und tief gehende Ebene der Intimität, die Menschen erleben können. Daher kann die Berufung zu Ehelosigkeit als Ruf zur Einsamkeit begriffen werden. Aber wir wissen auch, dass Einsamkeit nie Gottes Absicht für Menschen war, die nach seinem Bild geschaffen sind (1Mo 2,18). Weil Gott von seinem Wesen her eine Dreieinheit ist, innerhalb derer es innige Gemeinschaft gibt, hat er uns alle als Menschen geschaffen, die auf Gemeinschaft hin angelegt sind. Das Problem ist, dass manche Singles besonders starke Gefühle von Einsamkeit haben, da ihnen die Gemeinschaft fehlt. Wenn wir Singles mit gleichgeschlechtlicher Neigung helfen wollen, eine tiefe Vertrautheit außerhalb des sexuellen Bereichs kennenzulernen, muss sich die Gemeinde aktiv darum bemühen.

Solange dies in unserer Kultur der Fall ist und solange es sich auch in unseren Gemeinden widerspiegelt,³⁸ wird es sehr schwer für alle Singles sein, die christliche Sexualmoral als einleuchtend zu empfinden. Daher müssen wir sicherstellen, dass unsere Gemeinden wirklich Möglichkeiten bieten, Gemeinschaft wie in einer Familie zu erleben. Jesus verspricht: »Es ist niemand, der Haus oder Brüder oder Schwestern oder Mutter oder Vater oder Kinder oder Äcker verlassen hat um meinet- und um des Evangeliums willen, der nicht hundertfach empfängt, jetzt in dieser Zeit Häuser

38 A. d. H.: D. h., solange die Ehe als »Norm« auch für diejenigen angesehen wird, die homosexuell gewesen sind und sich bekehrt haben.

und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker unter Verfolgungen, und in dem kommenden Zeitalter ewiges Leben.«³⁹ Jeder, der in unsere Gemeinden gekommen ist, sollte deshalb sagen können, dass er sonst nirgends zu findende vertraute Beziehungen und Gemeinschaft erlebt.⁴⁰

Auch wenn das »heterosexuelle Evangelium« Ehelosigkeit als etwas darstellt, was wenig attraktiv ist und vermieden werden sollte, steht uns beispielsweise der Apostel Paulus vor Augen, der unverheiratet war und dennoch ein erfülltes Leben führte und zahllose Segensspuren hinterlassen hat. Außerdem haben wir den Herrn Jesus als unseren großen Hohenpriester an unserer Seite, der sich nicht nur in GGA-Singles angesichts ihrer allgemeinen Schwachheit hineinversetzen, sondern auch mit ihren spezifischen Schwachheiten Mitleid haben kann, die sich womöglich aus ihrer Ehelosigkeit ergeben (Hebr 4,15-16). Auch in Schwachheit werden sie in ihm gestärkt. Auch in der Ehelosigkeit werden sie in ihm heil gemacht.

4. Beim Evangelisieren geht es um Gott.

Denn ich habe euch zuerst überliefert, was ich auch empfangen habe: dass Christus für unsere Sünden gestorben ist nach den Schriften; und dass er begraben wurde und dass er auferweckt worden ist am dritten Tag nach den Schriften (1Kor 15,3-4).

³⁹ A. d. H.: Vgl. Markus 10,29-30.

⁴⁰ <https://www.9marks.org/article/singleness-same-sex-attraction-and-the-church-a-conversation-with-sam-allberry-rosaria-butterfield-and-christopher-yuan/> (abgerufen am 1. 4. 2022). A. d. H.: Den Angaben auf dieser Website zufolge stammt dieses Zitat wie das vorhergehende von Sam Allberry und nicht von Christopher Yuan. Beide Zitate sind allerdings einem Interview entnommen, in dem sowohl Sam Allberry als auch Christopher Yuan zu Wort kommen. Die beiden kennen sich also und verfolgen grundsätzlich das gleiche Anliegen.

Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist Gottes Kraft zum Heil jedem Glaubenden (Röm 1,16).

Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus als Herrn, uns selbst aber als eure Knechte um Jesu willen (2Kor 4,5).

Evangelisieren bedeutet, die Gute Nachricht weiterzutragen – genauer gesagt, in diesem Fall die Gute Nachricht des Evangeliums weiterzugeben. Und bei diesem Evangelisieren geht es ganz und gar um Gott, da er einzig und allein der Urheber des Evangeliums ist. Gott hat uns geschaffen. Der Gott, gegen den wir alle gesündigt haben. Der Gott, der uns liebt. Der Gott, der seinen Sohn Jesus Christus auf die Erde sandte. Der Christus, der das Leben führte, zu dem wir außerstande waren. Der Christus, der den Tod starb, den wir verdienen. Der Christus, der den Zorn Gottes besänftigte. Der Christus, der aus den Toten auferstand. Der Christus, der seinen verheißenen Heiligen Geist sandte. Der Heilige Geist, der den Schleier von unseren Augen nimmt, damit wir die Herrlichkeit Christi sehen. Der Heilige Geist, der uns statt unserer verhärteten Herzen weiche Herzen gibt, sodass wir Buße tun. Der Christus, an den wir glauben sollen. Der Christus, der uns errettet und uns ewiges Leben gibt.

Das schwerwiegendste Problem des »heterosexuellen Evangeliums« ist, dass es überhaupt kein Evangelium ist. Seine »Missionare« tragen eine Botschaft in die Welt, die nicht retten und befreien kann. Es weist auf eine Ehe oder eine weniger versuchungsanfällige Heterosexualität hin, als seien diese der Beweggrund für Buße oder deren Frucht. Der Grund, sich von der Sünde abzuwenden, war *stets* die Hinwendung zu Jesus. Ich zweifle nicht daran, dass man das »heterosexuelle Evangelium« leicht mit dem Evangelium Gottes verwechseln kann. Viele haben nämlich ver-

gessen, dass es bei dem Evangelium in erster Linie um Gott geht. Wenn wir es uns zur Gewohnheit gemacht haben, alles Mögliche zu tun, nicht aber Jesus bekannt zu machen, was ist dann noch von unserer Darstellung des Evangeliums zu erwarten? Als Folge werden wir eine inhaltsleere und kraftlose Botschaft verkündigen – die mehr mit Moral als mit geistlicher Erneuerung zu tun hat und Männer und Frauen glauben lässt, dass sie durch und für etwas anderes errettet werden können, das mit Jesus nichts zu tun hat.

Wenn wir uns auf die grundlegende Berufung zurückbesinnen, Gott zum Mittelpunkt unserer Gemeinden, Gespräche sowie Lehren und unseres Lebens zu machen, gehen wir sicher, dass wir ihn bei der Verkündigung des Evangeliums nicht außen vor lassen. Kein Mensch, der Gott in seinem Leben an den Rand gedrängt hat, wird die auf ihn hin ausgerichtete Motivation verfolgen, ihn in seinem Dienst an anderen groß zu machen.

Christus ist gekommen, um uns mit Gott zu versöhnen. Und dadurch bringt er uns in die rechte Stellung vor Gott. Er gibt uns volle Genüge *in* Gott. Unsere Sexualität ist nicht unser Ein und Alles, die Ehe nicht der Himmel und Ehelosigkeit nicht die Hölle. Daher sollten wir alle die Botschaft verbreiten, die einen ganz bestimmten Zweck erfüllt. Denn sie verkündigt der Welt, dass Jesus gekommen ist, damit allen Sündern – Menschen mit gleichgeschlechtlicher und andersgeschlechtlicher Anziehung – ihre Sünden vergeben werden können, sodass sie imstande sind, Gott zu lieben und auf ewig ihre Freude in ihm zu finden.

Nachwort

Kommt, hört zu, alle, die ihr Gott fürchtet, und ich will erzählen, was er an meiner Seele getan hat (Ps 66,16).

Ich frage mich, warum der Psalmist das sagte. Warum er uns aufforderte, eine so wundervolle Sache wie diese mit anzuhören. Er hätte sie für sich behalten und sie nur den wenigen Auserwählten erzählen können, von denen er wusste, dass sie diese verstehen würden. Manche Geschichten bleiben dem offensichtlichen Blick verborgen. Der Psalmist entschied sich – ob durch die Umstände dazu genötigt oder freiwillig –, uns davon zu berichten, ungeachtet der Wirkung auf diejenigen, die beschlossen, ihm zuzuhören. Er wollte uns nicht vorenthalten, was mit seiner Seele geschah, denn es war zu gut, um davon nicht weiterzusagen, weil es der Anfang eines Gebets war. Eines von denen, die mit »Ich lobe dich, weil ...« anfangen und endeten, ohne dass Worte zu hören waren. Der Mund kann zum Schweigen gebracht werden, wenn die Gedanken sich an die Gnade und daran erinnern, wie wunderbar es ist, dass sie sich uns zuwendet. Doch selbst dann ist diese Erinnerung, dass Gott etwas an seiner Seele getan hat, es wert, erzählt zu werden. Und dabei möchte der Psalmist, dass wir sie hören.

Und ich glaube auch, den Grund dafür zu kennen. Mit diesem Buch, das Sie in den Händen halten, möchte ich genau das erreichen. Beim Lesen haben Sie von mir gehört, was Gott getan hat. Wie er mich liebt und mir Leben gegeben hat. Mir ein völlig neues Herz schenkte, das aus keinem anderen Grund schlägt, als ihn von ganzem Herzen zu lieben. Und mit diesem neuen Herzen, das den unwandelbaren Gott liebt, kann ich nicht anders, als davon zu *berichten*.

Meine Absicht war es nicht, dass Sie durch dieses Buch etwas über mich erfahren. Ich bin nicht diejenige, die alles *an* meiner Seele getan hat. Ich habe ihr nur Dinge *angetan*. Aber was Gott an meiner Seele getan hat, ist es wert, erzählt zu werden, weil er es wert ist, dass man ihn kennt. Ihn sieht. Ihn hört. Ihn liebt. Ihn preist und ihm vertraut. Was ich zu berichten habe, veranlasst mich, wie ich bereits gesagt habe, zum Lobpreis. Ihnen zu sagen, was Gott für meine Seele getan hat, bedeutet, Ihnen Einblick in meine Anbetung zu gewähren und Sie einzuladen, sich daran zu beteiligen.

Ich glaube, wir loben deshalb gerne, was uns Freude bereitet, weil der Lobpreis die Freude nicht nur ausdrückt, sondern [auch] vervollständigt; er ist die ihr bestimmte Vollendung. Es ist nicht als Kompliment gemeint, wenn Liebende sich gegenseitig immer wieder sagen, wie schön sie sind, sondern das Entzücken übereinander ist einfach unvollständig, solange es nicht ausgedrückt wird. Es ist frustrierend, einen neuen Autor entdeckt zu haben und niemandem erzählen zu können, wie gut er ist; oder plötzlich an einer Wegbiegung in den Bergen auf einen Talblick von unverhoffter Pracht zu stoßen und dann schweigen zu müssen, weil die Leute, mit denen man unterwegs ist, sich darum so wenig scheren wie um eine alte Konservenbüchse im Graben ... Im schottischen Katechismus heißt es, das höchste Ziel des Menschen sei es, »Gott zu verherrlichen und sich für immer an ihm zu erfreuen«. Aber wenn es so weit ist, werden wir wissen, dass beides dasselbe sind. Uns voll und ganz an ihm zu erfreuen, heißt, ihn zu verherrlichen. Indem Gott uns gebietet, ihn zu verherrlichen, lädt er uns ein, uns an ihm zu erfreuen.⁴¹

41 C.S. Lewis, *Reflections on the Psalms* (1958; Neuauflage, San Diego, CA: Harcourt Books, 1986), S. 95-97. Hier zitiert nach der deutschen Ausgabe: *Das Gespräch mit Gott. Beten mit den Psalmen*, Gießen: Brunnen Verlag, 3. Auflage 2019, S. 106-108.

Als der Psalmist uns aufforderte, herbeizukommen und zu hören, wollte er, dass wir die Güte Gottes *mit* ihm genießen. Dieses Buch verfolgt kein anderes Anliegen. Jedes Wort, jeder Satz und jeder Abschnitt erklärt, wie gut Gott zu mir gewesen ist. Dass er gut zu mir ist, ist keine ungewöhnliche Feststellung. So ist er als Person. So ist er, so ist er immer gewesen, und so wird er ewig sein. Da er also derselbe Gott ist, der etwas Wundervolles für die Seele des Psalmisten getan hat, und derselbe Gott, der ähnlich Schönes an meiner Seele getan hat, ist er auch heute noch über die Maßen imstande, dasselbe für jede Seele auf dieser Erde zu tun.

Abkürzungen

A. d. H.	Anmerkung des Herausgebers
Schlachter 2000	<i>Die Bibel</i> , übersetzt von F. E. Schlachter (Version 2000), Genf.
svw.	so viel wie